

Metallarbeiter-Zeitung

Wochenblatt des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes

Bezugspreis: Monatlich 1 Mark, Einzelnummer 15 Pfennig
Bankkonto: Bank der Arbeiter, Angestellten und Beamten, A.-G.,
Berlin S. 14 - Postfachkonto Stuttgart Nr. 6803

Verantwortlicher Schriftsteller: Fritz Kummer
Schriftleitung und Verlagsstelle: Stuttgart, Adlestraße 16
Fernsprecher S.-N. 628 41

Erscheint wöchentlich am Samstag
Anzeigenpreis: Für die 10 gepaltene Millimeterzeile 1,80 M.;
für den Stellenmarkt 90 Pf. / Eingetragen in die Reichspostzustellungsliste

Aufmarsch der Internationale

An die Arbeiter aller Länder!

Der Achtstundentag ist in Gefahr!

Selt 1919 hat sich die Mehrheit der Regierungen geteilt, das Washingtoner Abkommen, das den Achtstundentag verallgemeinern sollte, durch die Parlamente annehmen zu lassen.

Das Unternehmertum hat diese Frist in zynischer Weise zu seinem Vorteil ausgenützt und unter Berufung auf wirtschaftliche Schwierigkeiten versucht, wieder längere Arbeitszeiten einzuführen.

Die Gefahr ist heute dräuender als je! Hat doch die konservativ-britische Regierung, die der Reaktion im Kampfe gegen den Achtstundentag vorangeht, vor dem Internationalen Arbeitsamt eindeutig die Frage der Revision des Washingtoner Abkommens gestellt!

Wenn sich das Internationale Proletariat nicht mit aller Entschiedenheit zur Wehr setzt und die Annahme des Abkommens nicht vor 1930 - dem Zeitpunkt der Revision - erzwingt, dann besteht die Gefahr, daß die Reform, für die die Arbeiter der ganzen Welt seit mehr als einem Vierteljahrhundert gekämpft haben, verloren geht.

Ein verächtliches Verbrechen am Achtstundentag darf die Arbeiterklasse nicht zulassen! Eine Verstümmelung dieser wichtigsten sozialen Errungenschaft wäre gleichbedeutend mit einem Verzicht!

Achtstundentag, das bedeutet einige Stunden der Ruhe für das Familienleben des Arbeiters, für seine geistige Erhebung und zugleich die Möglichkeit der Entwicklung seines vollen Menschentums.

Achtstundentag, das ist die Hoffnung des Proletariats auf Befreiung, das belebende Bewußtsein einer besseren Zukunft! So ist die Pflicht der Arbeiterklasse von selbst vorgezeichnet:

Verteidigung des Achtstundentages mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln und Kräften!

Wir fordern das Internationale Proletariat auf, am 1. Mai, dem historischen Tag der Achtstundentagforderung, sich zugunsten des Achtstundentages und zu seiner Rettung zu einer mächtigen Protestkundgebung zu erheben!

Keinen Aufschub, kein Zulwarten mehr!

Die Regierungen haben den übernommenen, durch Ihre Unterschrift beglaubigten Verpflichtungen gemäß zu handeln.

In allen Parlamenten muß die Annahme des Washingtoner Abkommens zur Behandlung gestellt werden! Die unbeugsame Haltung der organisierten Massen muß die nationalen Gesetzgebungen zwingen, endlich zur Ratifizierung zu schreiten!

Es geht um Wohlfahrt, um Freiheit und Zukunft der Arbeiterklasse in diesem Kampfe um den Achtstundentag: ihn mit erneuter, mit unbefleglicher Kraft zu führen, muß der unerbürdliche Wille der Arbeiter aller Länder sein!

Ein Scheitern des Achtstundentages würde einen neuen Wirtschaftskrieg zwischen den Völkern entfesseln; der mörderische kapitalistische Konkurrenzkampf würde neue Verheerungen in der Arbeiterklasse anrichten, der Imperialismus, diese stärkste und latente Kriegsgefahr, neue Orgien feiern!

Die Rechte der Arbeiter, die bereits erzielten sozialen Reformen und der Frieden der Welt sind in Gefahr!

Das Internationale Proletariat wird angesichts all dieser Bedrohungen zu zeigen haben, daß hinter seinem großen Namen die lebendige Kraft und der tapferste Wille der Massen stehen!

Der Vorstand des
Internationalen Gewerkschaftsbundes.

Der Ausstand in Sachsen

130000 Metallarbeiter ausgesperrt

Innerhalb kurzer Zeit haben die sächsischen Metallindustriellen wiederholt die Gesamtausperrung aller ihrer Belegschaften angedroht. Erstmals in diesem Jahre waren sie zu diesem Gewaltakte bereit, als es galt, den Ausgang des Kampfes in der mitteldeutschen Metallindustrie zu beeinflussen und den Reichsarbeitsminister unter Druck zu setzen. Durch Rundschreiben forderten sie ihre Mitglieder besonders zur Aussperrung auf, und ganz offen wurde dabei von ihnen bekannt, daß ein Zurückdrängen der Arbeiterforderungen in Mitteldeutschland zugleich dem Kampfe der zu erwartenden Forderungen im eigenen Tarifgebiete dienen müsse. Dies geschah trotz der noch bindenden Tarifverträge, die Friedenspflicht bedingten und Kampfmaßnahmen zu solchen Zwecken als Tarifbruch kennzeichneten. Unbekümmert darum folgten die sächsischen Unternehmer alle der Aussperrungspolize. Und gegenwärtig glauben sie denselben Gewaltakt wiederum zur Niederwerfung der berechtigten Forderungen der Metallarbeiter anwenden zu können.

Der Zweck dieser Androhung ist auch hier offensichtlich. Sie gilt eher weniger der Arbeiterschaft und ihrer Organisation, dem Deutschen Metallarbeiter-Verband, denn die Metallindustriellen haben allgemach gelernt, daß der DMB auch in Kämpfen von solcher Größe ein gutgerüsteter Gegner ist. Die Androhung der Gesamtausperrung verfolgt vielmehr den Zweck, einen Druck auf die Schlichtungsbehörden und den Reichsarbeitsminister auszuüben, in der sicheren Voraussetzung, daß die Behörden wegen Gefährdung der wirtschaftlichen Allgemeininteressen eingreifen werden. Das setzen die Unternehmer immer dann voraus, wenn ihnen ihr Profit gefährdet erscheint. Um eine solche Gefährdung zu verhüten, verlangen sie in jedem Falle die Knebelung der gewerkschaftlichen Kampfmittel, trotz ihrer sonst gegensätzlichen Einstellung zur tariflichen Regelung der Lohn- und Arbeitsbedingungen. Und schon wird in der unternehmerfreundlichen Presse mehr oder weniger offen das Verlangen nach dem Eingreifen des Reichsarbeitsministers zum Ausdruck gebracht. Solchen Wünschen im jetzigen Stand des Kampfes leichtsinig Rechnung tragen, würde das schwindende Vertrauen der Arbeiter in die behördlichen Schlichtungsstellen noch vollständig erschüttern.

Gegenwärtig befinden sich 22 000 Metallarbeiter im Kampfe. Es gilt der Verbesserung des Manteltarifcs und einer Lohn-erhöhung. Alle Forderungen wurden von den Unternehmern hartnäckig abgelehnt. Sie versuchten zu erzwingen, daß der alte Manteltarif mit verschiedenen Verschlechterungen bis zum 30. September 1929 gelten solle. Noch vor Ablauf des alten Vertrages riefen sie den Schlichter an. Von der Schlichterkammer wurde dann auch ein Spruch über die Neugestaltung des Tarifmantels gefällt, der wohl in wenigen Punkten kleine Verbesserungen bringt, die wichtigsten Forderungen der Arbeiterschaft aber unberücksichtigt läßt. So blieb ganzlich unbeachtet die Forderung nach einer gerechteren Abstufung der Lohnklassen, die bisher gültige hatte sich im Laufe der Jahre als ganz unhaltbar erwiesen, und weiterhin die Forderungen in bezug auf Arbeitszeit und Ferien. Als wesentliche Verbesserung ist nur zu beklagen, daß die Behörde der tariflichen Regelung unterstellt werden. Dieser Schiedsspruch wurde von der Arbeiterschaft einstimmig abgelehnt. Die Unternehmer beantragten die Verbindlichkeit beim Reichsarbeitsminister, um unter allen Umständen die tarifliche Bindung vor Ablauf des alten Vertrag-

zu erzwingen. Auch bei der Erhöhung des Lohnes lehnten die Unternehmer jedes Entgegenkommen ab. Gefordert wurde die Erhöhung des Spitzenlohnes als Ausgangsziffer von 75 % auf 90 % die Stunde. Die Unternehmer wollten den bisherigen Lohn auf ein weiteres Jahr festlegen. Dadurch und an ihrem herausfordernden Auftreten und mißachtenden Benehmen gegenüber der Verhandlungskommission scheiterten die Parteiverhandlungen und sah sich die Arbeiterschaft zur Aufnahme des Kampfes gezwungen. In Dresden, Chemnitz, Zwickau und Plauen traten am 4. April etwa 22 000 Kollegen und Kolleginnen in den Streik. Die Unternehmer haben sich wieder zur Weileigung an den Schlichter gewendet und weiterhin den Beschluß verkündet, am 12. April sämtliche Metallarbeiter Sachsens auszusperrern.

Im Leipziger Tarifgebiete haben sich die Verhältnisse ganz ähnlich zugespielt. Hier lehnten die Unternehmer eine bessere Vereinbarung über die diesjährigen Ferien ab, obwohl die Unternehmerkommission und die Arbeiterschaft die Annahme erklärt hatten. Die Unternehmer verlangten nicht nur die Beibehaltung des bisherigen tariflichen Mindestlohnes bis Ende März 1929, sondern wollten auch eine Verschlechterung der bisherigen Lohnregelung durchführen. In provozierender Weise forderten sie die Beseitigung des bestehenden Mittellohnes von 88 % die Stunde. Der Spitzenlohn sollte nur noch 80 % betragen und der so verringerte Lohn für ein Jahr verträglich festgelegt werden. Eine direkte Verhöhnung der Arbeiterschaft angesichts der steigenden Unternehmerrgewinne in der Metallindustrie und der gestiegenen Lebenshaltungskosten. Die Unternehmer fanden auch noch den Mut, für ihre Forderungen den Schlichter anzurufen.

Eine erneute Einigungsverhandlung in Leipzig fand unter dem Vorsitz des Schlichters am 11. d. Mts. statt. Sie hatte keinen Erfolg, denn die Vertreter der Metallindustriellen machten keine Zugeständnisse, auch war bei ihnen eine Vermittlungsabsicht nicht bemerkbar. Der Schlichter mußte diese „Einigungsaktion“ als ergebnislos beenden. Es soll ein Schlichtungsausschuß eine Entscheidung treffen, um auf diese Art und Weise eine neue Lohnregelung zu ermöglichen.

Die Metallarbeiter Leipzigs und ihre Vertreter können mit Recht erwarten, daß, wenn es zu einem Schiedsspruch kommt, er auch für sie annehmbar ist.

In den Betrieben der Metallindustrie Leipzigs wurde bekannt gemacht, daß am 12. d. Mts. nach Arbeitschluss die Betriebe geschlossen werden, das heißt die Aussperrung beginnt. Das bedeutet, daß in Leipzig allein 22 000 Metallarbeiter und Arbeiterinnen der Arbeitslosigkeit überliefert werden. Unnötig zu betonen, daß wir der Durchführung des angekündigten Gewaltstreiks mit aller Ruhe entgegensehen. Die vorzügliche Stimmung sowie das gute Einvernehmen zwischen der Führung und den kämpfenden Kollegen und Kolleginnen im Verein mit der Stärke unserer Organisation, dem Deutschen Metallarbeiter-Verband, verbürgen einen erfolgreichen Abschluß des Kampfes.

Die Verhandlungen wegen der Lohnregelung sind gleichfalls ergebnislos verlaufen, so daß der Schlichter die Bildung eines Schlichtungsausschusses anordnete, dessen Tätigkeit am 16. April beginnen soll.

Die Aussperrungsandrohung wurde nun von den Metallindustriellen verwirklicht. Und dieser Gewaltakt, obwohl es angesichts der oben erwähnten Schlichtungsverhandlung möglich oder rasant gewesen wäre, zugunsten. Aber eine solche Rücksicht sucht man vergeblich bei den Industriellen vom Schlage der sächsischen, denen bekanntlich nur das Wohl der Wirtschaft am Herzen liegt. So sind denn am 13. April 130 000 Mann ausgesperrt worden. Diese Zahl wird sich wohl etwas verringern, da verschiedene Firmen keine große Lust zeigen, die Wochsprünge der Scharfmacher mitzumachen. In den ostsächsischen Betrieben mit 30 000 bis 40 000 Leuten, wo eine acht- und vierzehntägige Kündigungsfrist gilt, soll nach deren Ablauf ausgesperrt werden. Die dem Arbeitgeber-Schutzverband, Sig Dresden, angehörenden Firmen und noch einige andere Betriebe beteiligen sich nicht an der Aussperrung.

Der Tag der Abrechnung kommt!

Wieder einmal soll das arbeitende Volk entscheiden, welchen Parteien es für die nächsten Jahre seine Geschicke anvertrauen soll. Bei einigem Nachdenken dürfte diese Entscheidung nicht schwer fallen. Keine der bürgerlichen Parteien kann für einen einsichtigen Arbeiter in Frage kommen; denn in welchem Mantel sie sich auch kleiden, sie dienen alle der heutigen kapitalistischen Ordnung. Und was das heißt, das hat die Arbeiterschaft besonders die letzten Jahre zur Genüge am eigenen Leibe verspürt. Es sei nur erinnert an die Kämpfe der jüngsten Zeit zwischen Arbeiterschaft und Unternehmertum; an die Gesamtausperrung der Metallarbeiter wegen einiger Pfennige Lohnzuschlag. Es sei weiter erinnert an den hartnäckigen Widerstand gegen den Achtstundentag, an die Anschläge des Unternehmertums auf die Sozialversicherung und an das Gezerse über drohenden Zusammenbruch der „Wirtschaft“, wenn die Arbeiterschaft eine den heutigen Preisverhältnissen einigermaßen entsprechende Lohnaufbesserung verlange. Mit diesem Geschrei ist es den Dickverdienern noch allemal geglückt, daß die ganz unzulänglichen Schiedsprüche in staatliche Zwangsstarife umgewandelt wurden.

Anfang des Jahres 1927 schrieb Hindenburg, der „Ketter“, an Marx, den Kanzler des Bürgerblocks, daß es die Pflicht der Regierung sei, die „berechtigten Interessen der breiten Arbeitermassen zu wahren“. Wie diese berechtigten Interessen gewahrt worden sind, hat die Arbeiterschaft genugam erfahren. Die so oft versprochenen Preisrentungen wandelten sich in Zoll-erhöhungen, wodurch die wichtigsten Bedarfsgegenstände und Lebensmittel noch teurer und die Preiswillkür der Kartelle nur noch mehr gestützt wurde. Alle Lohnerhöhungen wurden durch die ständig steigenden Preise unwirksam gemacht. Zollerhöhungen, Preissteigerungen, Mietzinssteigerungen, erhebliche Minderungen der Einfuhr von Gefrierfleisch und vieles ähnliche - das ist das Ergebnis der Wahrung der berechtigten Interessen der breiten Arbeitermassen durch die Parteien des Bürgerblocks.

Auf dem Gebiete der Sozialpolitik konnten erst durch erbitterte Kämpfe dem Bürgerblock einige Verbesserungen abgerungen werden. Man denke an das höllische Geschrei der Profitgegnossen und ihrer Presse über die untragbare Belastung der Wirtschaft durch die Sozialversicherung. Das Geschrei ward schließlich dermaßen verlogen, daß sich sogar das Reichsarbeitsministerium veranlaßt sah, die durch die kapitalistische Balkenverbiegung getäuschte Öffentlichkeit über die wirkliche Belastung aufzuklären. Nach der Einstellung des wohlversorgten Unternehmertums und seiner Nachbeter ist die ganze Sozialpolitik schädlich und überflüssig. Die Unfallversicherung töte den Willen zur Arbeit, die Krankenversicherung lähme den Willen zur Genügend, die Altersversicherung zerstöre den Sparsinn eines Volkes. Der Großindustrielle B o r f i g hat die Auffassung seiner Kreise in folgenden Worten ausgedrückt: Das Natürlichste wäre, daß jeder sich Rücklagen für Krankheiten und Alter mache. Nur wo sie nicht ausreichen, müsse die A r m e n f ü r s o r g e eintreten! Je höher die Leistungen der Krankenversicherung seien, desto größer die Anzahl der Krankheitsfälle... Bei einer solchen Gesetzesverfassung des „großen Wirtschaftsführers“ ist es nicht wunderbar, daß der Trost der Kleineren in der sozialen Fürsorge nur ein Ubel steht und ihren jüngsten Zweig, die Arbeitslosenversicherung, als „Faulheitsprämie“ bezeichnet.

Können nun die bürgerlichen Parteien überhaupt anders handeln, als sie in diesem Reichstag gehandelt haben? Da ist die Z e n t r u m s p a r t e i. Deren Bemühen ist es von jeher gewesen, im Bunde mit der Geistlichkeit das Klassenbewußtsein der Arbeiter nicht aufkommen zu lassen. Bekannt ist ja das Wort eines deutschen Bischofs: „Wer Knecht ist, soll Knecht bleiben!“ Die Geistlichkeit warnt die katholischen Arbeiter vor einem Zusammengehen mit ihren sozialistisch genannten Klassengegnossen. Die ganze Politik des Zentrums läuft darauf hinaus, den katholischen Arbeitern die Erkenntnis ihrer Klassenlage und die Notwendigkeit gemeinsamen Handelns mit anderen Arbeitstame-zen zu erschweren. Die Gründung der christlichen Gewerkschaften geschah nur zu dem Zweck, die Arbeiterschaft zu spalten, wodurch ihr die Besserung ihrer wirtschaftlichen Lage sehr erschwert wurde und wird. Dem Unternehmertum gegenüber wird natürlich nicht gewagt, gleichfalls besondere katholische Verbände zu bilden. Die Unternehmer, gleichgültig, ob mit oder ohne Religion, stein in gemeinsamen Organisationen. Gegenüber hat weder Kirche noch Zentrum etwas einzuwenden. Man würde sie auch schon abfahren lassen. Christliche Unternehmerverbände gibt's nicht, nur c h r i s t l i c h e G e w e r k s c h a f t e n !

Was hier vom Zentrum gesagt ist, gilt gleicherweise von den Deutschnationalen, der Deutschen Volkspartei und den anderen

Kapitalistischen Parlamentsvertretungen. Alle sind sie bestrebt, die Unkenntnis der Arbeiter über die wirkliche Ursache ihrer elenden Lage auszunutzen. Die Kapitalisten nutzen ihre Vorrechte, ihren Besitz rücksichtslos gegen die Arbeiter aus getreudem Grundsatze: Teile und herrsche! Große Teile der Arbeiterklasse haben leider immer noch nicht erkannt, daß sie sich nur zum Nutzen des gemeinsamen Gegners belämpfen und dieser ihnen dabei das Fell über die Ohren zieht.

Die bürgerlichen, die kapitalistischen Parteien haben allesamt sofort an dem werktätigen Volke geschimpft, daß kein halbwegs einsichtiger Arbeiter ihnen die Stimme geben kann. Das gilt auch insbesondere für die Arbeiterfrauen. Sie, die sich noch nicht gebührend für politische Fragen erwärmen, sollten vor allem immer darauf hingewiesen werden, daß es nur die sozialistische Partei gewesen ist, die ihnen das Wahlrecht und damit die staatsbürgerliche Gleichberechtigung gegeben hat. Zudem sind es gerade die Frauen, die unter den trüben wirtschaftlichen Verhältnissen unter den niedrigen Löhnen und steigenden Preisen sich am meisten den Kopf zerbrechen müssen, wie Einnahmen und Ausgaben im Einklang zu bringen sind. Besonders für die Frauen muß es heißen: Keine Stimme den bürgerlichen Parteien!

Nun wird allgemein angenommen, daß die Wahlen einen Aufbruch bringen. Wir wünschen aus vollem Herzen, daß sich diese Annahme bewahrheitet. Denn zuviel Notwendigkeiten politischer und wirtschaftlicher Art harren der Erfüllung. Dringender ist ein Abbau der Steuern, sowohl der Lohnsteuern wie auch der Verbrauchsteuern. Es ist das größte Übel, daß die Lohnempfänger bei jeder Zahlung den Zehnten abgeben müssen, während die Selbstverschäfter nach den Maßstäben ihrer „Steuerfachverständigen“ verfahren können. Eine Offenlegung der Steuerlisten ist unerlässlich, damit festgestellt wird, wieviel die „national“ gesinnten Leute für das „teure Vaterland“ opfern oder nicht opfern. Sozialfreie Einnahme von Lebensmitteln ist erforderlich. In dieser Hinsicht hat der Bürgerkrieg seinem schändlichen Treiben die Krone dadurch aufgesetzt, daß er noch schnell die Menge des einzuführenden Getreides um mehr als die Hälfte herabsetzte.

Weiter ist der Ausbau der Arbeiterschutzgesetzgebung und der sozialen Fürsorge unbedingt geboten. Nicht minder die Verbesserung des Betriebsrätegesetzes, besonders hinsichtlich der Erweiterung des Mitbestimmungsrechtes der Betriebsvertretungen und einen besseren Entlohnungsbeitrag für deren Mitglieder.

Besondere Beachtung erfordert auch das Treiben unserer Justiz. Es ist schon tausendfach dargelegt worden, wie mißliebig sie mit monarchistisch oder reaktionär gesinnten Personen verfährt und wie rücksichtslos sie gegen Republikaner oder Sozialisten vorgeht. Das Reichsgericht hat es sogar fertiggebracht, hochvertrauensvolle Kapazitäten zuzusprechen. Außerdem werden Republikaner, die es gewagt haben, in die ständischen Geheimnisse des Militarismus hineinzulinsen, von dem gleichen Gericht, gegen dessen Urteile es keine Berufung gibt, als „Landesverräter“ bestraft.

Was in dieser Republik noch alles an reaktionärem Unrat vorhanden ist, läßt sich kaum aufzählen. Um diesen Komposthaufen zu beseitigen und die Republik für Arbeiter und Republikaner wohnlich zu machen, bedarf es noch großer Anstrengungen.

Daß in unserer Verwaltung und Rechtsprechung eine derartige reaktionäre und weltfremde Einstellung vorherrschend ist, hat nicht zuletzt ihren Ursprung in der Schulung und dem Geist, der nach zehn Jahren Republik noch immer an den deutschen Hochschulen herrscht. Die Mehrzahl der „Studierenden“ stammt aus Kreisen, die ihrer ganzen Stellung und Betätigung nach dem aufstrebenden Proletariat ablehnend gegenüberstehen. Es gibt genügend Arbeiterkinder mit der nötigen Begabung, die, sofern ihnen die Möglichkeit des Studiums geboten wird, bedeutend Besseres leisten würden, als die Mehrzahl jener an Geist meist armen, hingegen an Geschäftssinn desto reicheren Doktoren, Professoren und gleichartigen Zeitgenossen. Hier muß vor allem versucht werden, Wandel zu schaffen. Erstes Erfordernis wäre die Durchbrechung des Bildungsmonopols des Gelds. Dies nicht nur aus kulturellen, sondern vor allem aus demokratistischen Gründen. Solange dieses Bildungsmonopol der besitzenden Klasse bestehen bleibt, bleibt die Volksschule das Höfenbrot. Gewiß ist die Bereitstellung von Mitteln für begabte Kinder allein nicht genügend, hinzutreten mußte der Unterricht während der Dauer des Studiums. Wir sind ja so reich, daß wir jedes Jahr Hunderte von Millionen Mark für einen völlig überflüssigen Militarismus opfern können.

Die Arbeiterklasse macht die große Mehrheit unseres Volkes aus. Im Gegensatz zu ihrer großen Zahl steht ihre tatsächliche Macht in Staat und Wirtschaft. Warum muß sie alles aufbieten, um den ihr gebührenden Einfluß in Staat und Wirtschaft zu erlangen? Dies ist jedoch nicht so, wenn sie alles zusammenzudeckelt und gemeinsam handelt. Das Deutschland der Junker und Großkapitalisten, der übermächtigen Bürokratie und der Ungerechtigkeitsfabrikanten muß verschwinden. Voraussetzung für den Erfolg dieses Kampfes ist, daß die Sozialdemokratie im Parlament tonangebend wird. Das muß das Ziel aller Sozialisten, aller fortschrittlich und republikanisch gesinnten Menschen sein. Der nächste Wahltag bringt die Gelegenheit, diesem Ziel beträchtlich näherzukommen.

Schwerindustrielle Logik

In der Generalversammlung der Vereinigten Stahlwerke AG hat sich der Generaldirektor Dr. Sögler diesmal in einer etwas unbedeutenden Rede über die nach Ansicht der Schwerindustrie verkehrte Lohnpolitik geäußert. Daß man in den Kreisen in aller Offenheit für den Lohnstand eintritt, ist nicht Neues; die Begründung aber, die diesmal gegeben wird, ist so neuartig, daß „unbedingt“ nur ein Aufseher außer Achtlassen dürfte. Es ist bekannt, daß der Teil der Gesamtwerke der Vereinigten Stahlwerke, die dem verarbeitenden Gewerbe angehören, in keiner einzigen Lage war und die Gründung des Stahlwerks war das Ergebnis dieser Lage. Die Behauptungen sind vollständig die falsche Aussage, denn man die Höhe zu einem viel zu hohen, den meisten Wert übersteigenden Punkte verbracht hat. Der Anteil, der ursprünglich 100 % betrug, ist nach heute auf 100 % herabgegangen.

Die nächsten Leiharbeiter sollen die Arbeiter sein. Dr. Sögler erklärt nach einer Rede über den geringen Lohnstand, daß die Lohnforderungen der Arbeiter die Industrie zu Produktionssteigerungen zwingen, die viel Geld kosten und den Kapitalisten schaden. „Denn wenn“, so fährt Dr. Sögler fort, „bei uns die Werte durch Erzeugung des Lohnes und sozialen Lohnes durch Arbeitssteigerung gewonnen, in großen Mengen zu erlangen. Das Geld fließt nicht so reichlich durch den Handel, wie es ist. Die entsprechenden Finanzleistungen sind weit weniger gering als die entsprechenden Lohnsumme.“

Es wird also gesagt, daß die Produktionssteigerung sich immer noch erhöht hat, die „hohen“ Löhne sind herabgesetzt worden und noch etwas weniger fließen. Durch diese Argumentation eines der

Harpen

Wiederholt haben wir uns in den letzten Wochen mit den Jahresabschlüssen der großen Konzerne der Schwerindustrie beschäftigt und haben dabei im einzelnen beständig gesehen, wie glänzend die Geschäfte im Jahre 1927 gegangen sind, so daß all die Gründe gegen Lohnerhöhung usw. sich als wahrheitswidrige Vorwände erwieisen. Jetzt ist ein Fall eingetreten, der vom Gegenteil zu zeugen scheint. Die Harpen er Bergbau AG hat ihrer Generalversammlung am 5. April einen Jahresbericht vorgelegt, der eine um ein Viertel kleinere Dividende als im Vorjahr vorschlägt, 6 statt 8 %, und demgemäß hat die Generalversammlung auch beschlossen. Nun braucht eine Kürzung der Dividende nicht auf schlechtem Geschäftsgang zu beruhen. Mancherlei Gründe können eine Geschäftsleitung auch in guten Zeiten veranlassen, den Aktionären ihren Anteil zu mindern. Aber die Bilanz von Harpen weist auch einen ebenso stark verringerten Reingewinn aus, nur 6,3 Millionen Mark gegen 8,3 Millionen im Jahre 1926. Deshalb und weil auch sonst mancherlei daraus zu lernen, lohnt es, den Fall etwas näher zu betrachten.

Da die Aktionäre, die auf ähnliche Gewinnsteigerungen wie bei anderen Konzernen gehofft hatten, unzufrieden sind, finden wir in der bürgerlichen Presse eine sehr scharfe Kritik des Jahresberichts, und daraus erfahren wir, daß bei Harpen die Gewinnverflechtung in einem besonders tollen Maße betrieben worden ist. Im Berliner Börsen-Courier (vor der Generalversammlung, am 22. März erschienen) heißt es zum Beispiel: „Man hat die Methoden der Reingewinnerrechnung, sodaß der Tilgungs- und Abschreibung geändert. Das sind die entscheidenden Punkte, die dem Aktionär die Möglichkeit eines zuverlässigen Vergleichs nehmen.“ Und weiter: „Man hat Rückstellungen aufgelöst, neu gebildet und umgeschichtet und damit jede Überprüfbarkeit verwirrt.“ Der Rückgang des Reingewinns aus den Kernbetrieben um etwa 20 % wird nicht überzeugend erklärt“ usw. Insbesondere muß mit den Abschreibungen ein tolles Spiel getrieben worden sein. Harpen hat, wie die meisten Unternehmungen der Schwerindustrie, im Jahre 1927 sehr viel gebaut. Der Jahresbericht weist davon ein langes und breites zu erzählen. Es ist ein „eigener“, nach den neuesten Erfahrungen gebauer Hafen“ angelegt worden, um einige Felsen mit dem Rhein-Herne-Kanal zu verbinden. Da wurden Vorarbeiten zur vollständigen Vereinigung zweier bisher getrennter Bezüge vollendet. Auf einer Seite wurde ein neuer Wetterschutz fertig gestellt und in Betrieb genommen. Wieder anderwärts ist eine neue Strohkolle so weit gefördert, daß in den nächsten Tagen der erste Koks gedrückt werden wird. Der Ausbau mit weiteren 65 Efen ist im Gange. Das Zentralkraftwerk nebst Kesselhaus steht ebenfalls vor der Vollendung“ usw. Dies ist nur ein kleiner Ausschnitt von dem, was der Bericht über Neubauten enthält. Und nach alledem verzeichnet die Bilanz nicht mehr als 11,7 Millionen Mark Wertzuwachs der Betriebsanlagen. Nun sind fast 12 Millionen Mark gewiß eine schöne Summe, für die sich allerhand haken läßt. Aber ein ganzer Hafen? 65 neue Efen? Ein ganzes Zentralkraftwerk mit Kesselhaus? Da der Gesamtwert der Anlagen schon im vorigen Jahr nur rund 44 Millionen Mark betragen und da so ziemlich überall gebaut worden ist, kann man leicht einsehen, daß der Zuwachs weit größer sein muß als 11,7 Millionen Mark. Auch die Produktion ist stark gewachsen, und das mit verminderten Arbeitskräften. Die Kohlenförderung wuchs ununterbrochen von 5,3 Millionen Tonnen 1924 auf 8 Millionen Tonnen 1927 (1913 betrug sie 8,6 Millionen Tonnen), die Kokszeugung in der gleichen Zeit von 1,2 auf 1,6 Millionen Tonnen (1913 1,6 Millionen Tonnen). Die Belegschaft aber nahm innerhalb des Jahres 1927 von 23.500 auf 25.600 Mann ab. Das sind 2.100 Arbeitslose (10 % der Belegschaft) in einem einzigen Jahr! Weil näm-

lich, wie der Bericht sagt, „80 % unserer Förderung maschinell herangezogen wurde gegenüber nur 65,5 % im Jahre 1926.“

Man sieht, wie die Nationalisierung auf Harpen fortgeschritten ist und wie sie unter den Arbeitern gemutet hat. Und nach alledem ein verminderter, sogar stark verminderter Reingewinn? Man versteht, daß der Teil der bürgerlichen Presse, der sich für die Aktionäre einsetzt, sehr mißtrauisch geworden ist.

Dies nun hat Herr Dr. Silberberg Anlaß gegeben, in der Generalversammlung selbst die hohen Abschreibungen zu verteidigen und sogar zu behaupten, daß sie noch viel zu niedrig seien. 1,30 M je Tonne seien abgeschrieben worden; das sei aber nur richtig für die bisher übliche Annahme, daß Gebäude 25 bis 30 Jahre, Maschinen 10 bis 15 Jahre vorhalten. So war es früher, heute jedoch sei die Lebensdauer solcher Anlagen weit kürzer, und deshalb hätte eigentlich eine um die Hälfte größere Abschreibung — also 1,95 M je Tonne Förderung! — einzuwirken müssen.

Nun wollen wir ohne weiteres zugeben, daß heutzutage Gebäude und namentlich Maschinen infolge des rasenden Tempos der Nationalisierung schneller veralten. Und es gehört zu den schwersten Nachteilen der kapitalistischen Wirtschaft, daß dann meist nichts anderes übrig bleibt, als sie ins alte Eisen zu werfen. Also müssen höhere Summen für ihre Erneuerung zurückgelegt werden. Ob das nun gerade 1,30 oder gar 1,95 M je Tonne sind, darüber können wir nichts sagen, und nur weil es Herr Dr. Silberberg behauptet, glauben wir es noch lange nicht. Gerade der Jahresbericht von Harpen zeigt ja wieder, daß die Abschreibungen nicht um Aufrufung, sondern um Veranschönerung zu tun ist, womit sie natürlich jeden Anspruch auf Glaubwürdigkeit verlieren. Jedenfalls, wenn man bedenkt, daß der Preis für die gewöhnliche Sorte Ruhrkohle nur knapp 14,90 M die Tonne beträgt, erscheinen die Ziffern des Herrn Dr. Silberberg gewaltig hoch. Er hat aber bei dieser Gelegenheit noch andere wissenswerte Dinge erzählt. Die Synthesilage (der Beitrag zum Rheinisch-Westfälischen Kohlen-Syndikat) ist in der Hälfte des Jahres 1927 von 55 auf 133 % die Tonne gestiegen! Hierfür finden wir merkwürdigerweise die bürgerlichen Blätter kein Wort der Kritik. Natürlich mögen die Unternehmer für ihre Kampfbereitschaft zu loben, wie ihnen beliebt. Aber wie kommen sie dazu, das in die Gestehungskosten der Kohle einzurechnen, was ja nichts anderes bedeutet, als daß es ihnen die Kohlenkäufer erlegen müssen? Was würden sie wohl sagen, wenn auch die Arbeiter verlangten, man solle ihnen die Gewerkschaftsbeiträge aus dem Erlös der Kohle erlösen?

Jetzt haben wir schon zwei Posten, die — nach der kapitalistischen beliebigen Berechnungsart — die Kohle unerbötig verteuern: 1,30 M Abschreibung und 1,33 M Syndikatsumlage auf jede Tonne. Es nimmt sich wahrlich hübsch aus, daß hierneben Herr Dr. Silberberg von dem „Druck der Arbeiterforderungen“ überhaupt noch zu reden wagt. Die sozialen Abgaben machen nämlich auch nur 1,28 M die Tonne aus — also weniger als der Syndikatsbeitrag — und die Steuern 1,34 M. Der Arbeitslohn ist auf die Tonne nicht verrechnet; er wird mit 9,33 M je Schicht (für Kohlenbauer) angegeben. Bei 6 Schichten sind das wenig über 57 M die Woche. Gewiß ein guter Lohn im Vergleich mit dem, was die meisten anderen Arbeiter kriegen. Aber er ist das der höchste im Bergbau gezahlte Lohn, nur die eigentlichen Kohlenbauer kriegen ihn, alle anderen haben weniger, und zweitens reicht auch er nicht für den notwendigen Lebensunterhalt aus; denn dieser kostet, wenn man die alltäglichen Feuerungsarbeiten zugrunde legt, 63 M die Woche. Es kann also keine Rede davon sein, daß die Arbeiter etwa zu viel bekommen. Dagegen sind die Kapitalgewinne auch bei Harpen, nach alledem, was wir hier festgestellt haben, weit höher als die Bilanz ausweist. J b h l u s.

ersten Großindustriellen wird nichts mehr und nichts weniger als der vollständige Beweis für die alte gewerkschaftliche Theorie geliefert, daß die Lohnforderungen keine Behinderung der Wirtschaft, sondern im Gegenteil den Anreiz und den Impuls zu wirtschaftlicheren Umstellungen und Verbesserungen der Produktionsmethoden darstellen.

Die Industrie läßt sich jedoch angehen, der Lage nicht ganz gewachsen. Die ständigen technischen Verbesserungen gefahrlos zu nicht und Begler verstanden daher eine neue, angezümelter und bequemere Methode des Geldverdienens. Man soll nach seiner Fähigkeit lieber mehr Leute bei nicht zu hohen, aber auskömmlichen Löhnen beschäftigen, um so mehr, als Deutschland jetzt schon mit den Löhnen und sozialen Zahlen an der Spitze der europäischen Länder steht.“ Nach Sögler's Meinung sind also die Löhne zu hoch; bei geringeren Löhnen könne der Arbeiter immer noch ein „auskömmliches“ Leben führen und die Industrie habe weniger Schulden aufzuwickeln, braucht weniger zu bauen und kann mehr Arbeiter beschäftigen.

Es war ganz überraschende Logik. Nachdem man jahrelang dem Arbeiter Entschuldiglichkeit gepredigt hat, damit die Industrie Zeit und Geld hätte, um ihre Anlagen auszubauen, zu rationalisieren. Diese Forderungen eines der ersten Wirtschaftsjahre, die Nationalisierung sollte erstens Arbeiter beschäftigen, die Industrie, die Maschinenindustrie usw. sollten Aufträge bekommen; ferner die Rentabilität sollte erst wieder hergestellt werden, um dann „auskömmliche“ Löhne zahlen zu können.

Bemerkungen

Die Gesamt-Zeitung vom 30. März ist erfüllt, daß die Fabriken mit Zulieferern „mit mehr als 20 % Arbeit leisten“. Die Folge dieser „schlechten“ Freizügigkeit ist, daß ein Händler dem anderen durch Unterbieten die Aufträge abjagen vermag. Dann kommt der Kunde: Der Kaufmann kann durch diese „in als niedrigere Preise nicht gekonnt werden, denn der Verbraucher zahlt auch 20 % mehr, weil der Gesamtplan durch kein anderes Material ersetzt werden kann.“ Also, es kann jeder Preis erzwungen werden, weil die Ware nicht ersetzt werden kann. Schamlose Ausbeutung der Verbraucher!

Die Geschäftsberichte der Industriekonzernen laufen alle über eine Seite. Das alte Klischee von den viel zu hohen Steuern und den sozialen Zahlen wird in den Geschäftsberichten für 1927 so einleitend angenommen, daß auf einen gemeinsamen Uebel gezielte werden kann. Dieses Zusammenfallen ist — dem bekanntesten Punkt in Szene gesetzt worden, um das Reichserbschaftsteuer- und die Erbschaftsteuer für die Arbeitnehmerschaft zu mindern und gegen die Arbeitnehmerschaften recht hart zu machen. Das es mit diesen Klagen in Verbindung mit sich hat, geht aus einem in der Bergwerks-Zeitung erschienenen Aufsatz: „Selbstzensur der Industrie“ klar und deutlich hervor. Ein sehr betrüblicher Teil der letzten Jahre Gewinne blieb ungenutzt als Betriebskapital. Die gute Konjunktur des Vorjahres erlaubte diese Praxis, die bei den großen Unternehmungen diesmal in besonderem Maße angewendet wurde. Die Elektricitätsindustrie läßt bereits einige tolle Schätzungen zu, auch bei der IG kann man

nachrechnen, daß die nicht ausgewiesenen Gewinne eine Höhe erreichen müssen, die die allgemeinen Vorstellungen übersteigt und gerade in der Montanindustrie werden die kommenden Abschüsse eine Selbstfinanzierung großen Umfanges erkennen lassen. Für die ganze deutsche Wirtschaft muß es sich um viele Hundert Millionen handeln, die sich auf diese Weise als Einnahmen in Kapital verwandeln, ohne daß der Umweg über den Kapitalmarkt gemacht wird, ohne daß dieser Teil des industriellen Einkommens zuerst als Gewinn ausgeschüttet und dann als Grundkapital wieder aufgenommen wird. Diese Art der Finanzierung ist billiger, sie erfordert keine Steuern, heute zudem Ärger und Mühen, sie braucht sich nicht um die Verfassung des Kapitalmarktes zu kümmern, auch nicht um die willkürlichen Eingriffe in seinen Mechanismus, wie wir sie zur Genüge erlebt haben.

Während die angeblich unerträglichen Steuern und sozialen Lasten die Ritter der Industrieunternehmungen nicht genug in Unruhe versetzen, sind sie menschenstark und quetschergütig, wenn es sich um die eigenen Taschen handelt. Die Vergütungen der Aufsichtsräte und Direktoren werden immer noch in einer Höhe festgesetzt, die zu den Klagen über die hohen Steuern und sozialen Lasten in einem ganz eigentümlichen Verhältnis stehen. Bei den Großbanken belaufen sich die Vergütungen in die Hunderttausende. Bei der Dresdener Bank wurden an 133 Direktoren und Aufsichtsräte 4.227.000 M verteilt. Aber auch die Industrie läßt sich nicht lampen. In einer von einigen Aktionären gegen die Firma Lechler & Co. angelegten Klage wegen nicht sachgemäßer Verteilung des Gewinns wurde festgestellt, daß an drei Direktoren 300.000 M und an fünf Mitglieder des Aufsichtsrats 240.000 M verteilt worden waren. Bei der J. B. Bemberg AG wurden an sieben Mitglieder des Aufsichtsrats 210.000 M verteilt. In einer Übersicht, die der Reichsfinanzminister dem Reichstag über die Steuererhöhungen und Restände zugestellt hat, waren für die letzten drei Monate des Jahres 1927 47 Millionen Einkommensteuer rückständig, während die rückständigen Lohnsummen nur einige Millionen betragen. Die pünktlichsten Steuerzahler sind also die Arbeiter.

In der Zeitschrift Deutsche Konfektion vom 30. März wird eine Unterredung mit dem Herrn G. Keimeder-Berlin über dessen amerikanische Eindrücke wiedergegeben. Folgenderes Gespräch ist sehr wertvoll und tiefgehend: „Innerhalb der Fabrikation fiel uns ein grundsätzlicher Unterschied auf: die absolute Grundredlichkeit, sorgfältige innere Verarbeitung auch der billigeren Serien. Die Qualität des Feinens, das für den Mittel- und billigen Genre genommen wird, ist qualitativ ausgezeichnet, die innere Verarbeitung wesentlich besser als in Deutschland. Wir müssen beifolgend erkennen, daß man so anständige Zutaten, wie sie Amerika für seine billigen Serien verwendet, bei uns in Deutschland gar nicht kennt.“

Die Arbeiter sind also die Leidtragenden. Sie können nur die billige Konfektion kaufen und diese billigen Waren sind nicht einmal gut, so daß sie sehr schnell verdriffen sind. Auch ein Beitrag zum Lohnproblem. Die Arbeiter, die nicht so viel Arten von Anzügen sich kaufen können wie die besitzenden Schichten, müssen doch im Verhältnis mehr ausgeben, weil die — Anzüge schlechter sind. P u t t a



Technik und Werkstatt



Reinigung des Motorrades

Es war ein wunderschöner Sonntag. Ich fuhr mit meiner 4 1/2 PS-Maschine durch die sonnigen Straßen. Da — an der großen Waldkurve traf ich meinen alten Freund Erich — zu Fuß. Ich stoppte ab. „Hallo! Warum nicht auf deinem Motorrad? Warum auf Schusters Klappen?“ begrüßte ich ihn. „Grüß Gott, Fritz!“ antwortete Erich und fuhr dann mit saurer Miene fort: „Wäre auch gern in den Sattel gestiegen, aber mein Motorrad streift.“

„Reparaturbedürftig?“
„Eigentlich nicht, etwas Ernstliches fehlt der Maschine kaum, durch das lange Stehen im Winter ist sie invalid geworden, aber sie in die Werkstatt zu geben, dazu langen bei mir die Moneten nicht. So eine Generalreinigung kostet beinahe allenthalb Geld!“

„Also ein Generalappell wäre nötig! Selbst ist der Mann, Erich! Ich will dir einen Vorschlag machen: Wir sehen selbst einmal deine Maschine durch, reinigen die Teile und wo etwas nicht in Ordnung ist, schaffen wir Rat.“

„Mit Freunden war Erich bereit. Er kletterte auf meinen Sozius und wir fuhren nach Erichs Wohnung. Nun ging es sofort an die Arbeit. Wir lösten zunächst sämtliche Kabel, die zur Betätigung des Motors gehören: beide Kabel für die Kerzen, Kuppelkabel, Kompressionskabel, Vergaserkabel und Kabel zur verstellbaren Zündung. Das Benzinzugrohr lösten wir vom Vergaser, das Ölrohr, das vom Tank zum Motor zugeführt wird, entfernten wir ebenfalls. Mittels Schlüssel lösten wir die Muttern der Aufhängebolzen, mit einem Durchschlag schlugen wir sie dreierlei zurück, setzten eine passende Kiste unter den Motor, zogen die Bolzen ganz heraus und lösten hiermit Motor vom Fahrgestell.“

„Soweit wären wir! Aber das Demontieren des Motors macht mir Kopfzerbrechen, Fritz!“ sagte Erich und machte ein klägliches Gesicht.

„Nur Mut. Sorge dich nicht, passe gut auf und du wirst sehen, daß dies auch für Laien, zu denen du doch wie die meisten Fahrer gehörst, gar nicht so schwer ist. Wir müssen zuerst verhindern, daß wir die Zylinderrippen beim Auseinandernehmen abschlagen. Deshalb entfernen wir die beiden Zylinder zuerst.“

Es machte sich nötig, die beiden Vergasermuttern sowie die acht Zylinderbolzen mit einem Schlüssel zu lösen. Mittels Schraubenzieher entfernten wir die Kolbenbolzenversicherungsringe und mit einem Sechskantschlüssel lösten wir die Kolbenbolzenbolzen. Die Kolbenbolzen schlugen wir mit einem Durchschlag heraus.

„D, fein! Nun sind die Kolben vom Pleul getrennt“, freute sich Erich.

„Sehr richtig, und nun gehen wir zum Nadelverdeck über.“

„Junge, Junge! Wir wird angst! Bringst du denn den ganzen Salat wieder zusammen?“ fragte Erich voller Bangen. „Aber ja! Bitte reiß mich einmal den Schraubenzieher!“ Mit ihm lösten wir die Deckelschrauben, die Steuertriebäder, Nadelhebel. Das Magnetrad, das wir durch Zurückdrehen der Mutter frei machten, legten wir zur Seite, dann gab ich Erich Schraubenzieher und Schlüssel, damit er die Pleul- und Pleulpumpenrohr entfernte. Er brachte es tadellos fertig.

„Jetzt kommt nun das Getriebe selbst an die Reihe. Sieh her! Wir lösen sämtliche Deckelschrauben.“ Nachdem das getan war, konnten wir die Getriebebauteile herausnehmen.

„So, nun lege die Schwungradmassen frei, Erich!“

„Wie soll ich das machen?“

„Du schraubst halt die Gehäusehälften auseinander.“

Erich tat das, dann hat ich ihn, ein Gefäß mit einigen Litern Benzin zu besorgen. Nachdem dies zur Stelle war, wuschen wir nun mit einem Pinsel sämtliche Teile sauber ab, ich legte sie alle nebeneinander und überprüfte jeden einzelnen Teil genau, um festzustellen, welche Teile erneuerungsbedürftig waren. Zu unserm Erstaunen waren es verhältnismäßig wenige.

„Hier, diese sechs Kolbenringe, dann diese zwei Ventillögel und ein Getrieberad müssen durch neue Teile ersetzt werden, natürlich auch sämtliche Dichtungen. Wohnt nicht ein Vertreter deiner Marke in der Nähe?“

„Doch, Fritz, nur zwei Minuten von hier. Ich besorge die Teile, falls der Mann zu Hause ist.“

Und in der Tat, binnen ganz kurzer Zeit hatte Erich die Ersatzteile beschafft. Wir gingen nun an den zweiten Teil der Generalreinigung, an die Montierung.

„Zuerst müssen wir die Gehäusehälften wieder vereinen, geht?“ fragte Erich.

„Gewiß. Wir wollen erst die Flächen nochmals von der etwa zurückgebliebenen Dichtungsresten reinigen! So, nun sieh genau nach, daß die Flächen nicht etwa angestaucht sind, sonst wäre ein Auslaufen des Motors möglich.“

Es war alles in besser Ordnung. Nun legten wir die eine Gehäusehälfte auf zwei Klöße, beschriften die Verührungsfächen mit einer Abdrückmasse, dann steckten wir die Schwungradhälften mit Pleul durch das Kugellager der einen Gehäusehälfte, beobachteten scharf, daß die Scheiben noch genau rund liefen, da ja ein leichter Anstoß die Schwungradmassen verzerrt kann.

„Stimmt alles ganz genau!“ stellte Erich mit Befriedigung fest.

„Ich denke auch! So, nun stecke die andere Gehäusehälfte über die Schwungradhälften!“

Ich alte unterdessen die Gehäusehälften ein, um ein Freilegen derselben zu verhindern; dann schraubten wir beide Hälften fest aufeinander. Nun beobachteten wir scharf, daß sich die Scheiben im Gehäuse leicht drehen und nirgends anstoßen, was wir durch ein Geräusch leicht hätten feststellen können.

„So, nun müssen wir das Getriebe einbauen. Mache erst nochmals sämtliche Kugellager sauber!“ Das geschah.

„Nun müssen wir einen Spindelapparat haben, um festzustellen, ob die Pleulwelle rund läuft!“ meinte Erich.

„Ist gar nicht nötig. Wir gehen zu Max, der mag die Welle einmal zwischen die Spitzen der Drehbank nehmen, das genügt zur Feststellung. Denn ich leudert die Welle, so kann ein Heulen des Getriebes zustande kommen, was ein schauerhaftes Geräusch ist.“

Wir wuschen uns und wanderten zu unserm früheren Schulfameraden, der unsere Bitte, die Welle auf richtiges Rund-

laufen zu prüfen, gern erfüllte. Gleichzeitig brachten wir die Kuppelung, da wir keine geeignete Vorrichtung zum De- und Montieren hatten, in die Reparaturwerkstatt.

Am nächsten Tage ging die Arbeit weiter. Zunächst nahmen wir das neue Getrieberad zur Hand, rieben die Bohrung mit einer dazugehörigen Reibahle gut auf, setzten es dann in die eine Gehäusehälfte ein. Um ein Drängen der Getriebebohle zu verhindern, rieben wir die ganze Tour von einem bis zum anderen Getrieberad nochmals mit einer langen, durchgehenden Reibahle nach. Gleichzeitig bauten wir die Kuppelung, die wir aus der Reparatur zurückgehalten hatten, sowie die Vorlegewelle ein.

„So, mein Junge, jetzt sind wir ein tüchtiges Stück vorwärts gekommen. Jetzt wollen wir noch, bevor wir den Deckel des Getriebes abschließen, probieren, ob der Pleulbolzen in der Schaltgabel auf dem Schaltbolzen in der richtigen Lage arretiert, um ein Herausknappen der Gänge während der Fahrt zu verhindern.“

Es war alles in bester Ordnung. Wir schlossen durch Anziehen sämtlicher Getriebedeckelschrauben das Gehäuse ab. Dann drehten wir den Motor auf die andere Seite, den Magnet befestigten wir mittels Schrauben und Magnetbänder am Gehäuse, das Antriebsrad der Steuerseite preßten wir auf die rechte Pleulbohle und zogen daselbe durch eine Mutter fest an.

„Hast du die Pleulpumpe nachgesehen?“ fragte ich Erich.

„Gewiß, sie arbeitet noch einwandfrei.“

„Fein! Gib sie bitte her, ich will sie in das Gehäuse einschrauben.“

Nachdem das geschehen war, bauten wir sämtliche Steuerbauteile ein: Nadelhebel, Nadelrad sowie Pleulrad, wobei wir genau acht gaben, daß die Räder Nummer auf Nummer eingelegt werden.

„Nun beobachte auch genau, Erich, daß das Magnetrad, das wir auf die Pleulbohle stecken und durch Muttern festziehen, nicht zu hart an das nächste Pleulrad kommt.“

Nun nahmen wir den Steuertriebdeckel zur Hand und zogen ihn durch zwei Schrauben fest.

„So, jetzt nehmen wir beide Pleul in die Hand und drehen den Motor einige Male durch, um festzustellen, ob die bis jetzt eingebauten Teile sich leicht drehen.“

Alles in bester Ordnung. Die noch im Zylinder befindlichen Ventillögel entfernten wir durch Zusammenrücken der Ventilschrauben und Herausnehmen des Ventilschloßes.

„Halt, diese beiden Ventillögel erscheinen mir unbrauchbar, die Pleul wir zur Seite!“ sagte ich, die anderen beiden Ventillögel spannten wir in das Futter einer Bohrmaschine, die unser Nachbar besaß. Mit einer Schleifseife seilten wir den Sitz des Ventils nach, um die verbrauchten Stellen auszugleichen. Dann trafen wir die Ventillögel mit einem dazugehörigen Ventilschlüssel wieder gleichmäßig nach.

„Jetzt sind wir aber mächtig weit, Erich, und du wirst deine helle Freude haben, wenn wir fertig sind. Dein Maschine wird wieder laufen wie neu. Und nun sei so freundlich und besorge bis morgen etwas Einerschleifmasse.“

„Einschleifmasse? Was ist denn das?“

„Ein Gemisch aus Öl und feinem Schmirgel, damit bestreichen wir die Ventillögel des Ventils, stecken ihn dann in die Ventillögel des Ventils und mittels Schraubenzieher oder einer Ventilschraube drehen wir den Ventillögel. Durch das Drehen des Ventils auf dem Pleulschloß schleift sich das Ventil seinen dichten Sitz auf.“

„Was du alles weißt und verstehst!“

„Erfahrung! Der alte Motorradpraktiker lernt das alles! Und muß es auch können, sonst wird die Instandhaltung einer Maschine zu kostspielig, wenn man jeden Handgriff in der Reparaturwerkstatt machen lassen muß.“

Am nächsten Tage gingen wir wieder an die Arbeit. Mit der Einerschleifmasse führten wir das oben Gesagte aus. Um dem Ventil die richtige Führung beim Einschleifen zu geben, drückte ich mit dem Finger am andern Ende dagegen. Nun waren alle Ventile gut eingeschleift, wir wuschen sie sauber mit Benzin ab, auch die Pleulringe reinigten wir sorgfältig mit Benzin. Bevor wir die Ventile aber wieder aus dem Zylinder nahmen, n u m m e r i e r t e n wir sie, damit keine Verwechslung vorkommen konnte, denn jedes Ventil muß wieder auf die Pleulfläche zu lagern kommen, auf die es eingeschleift ist.

„Die Ventilschrauben — können wir die wieder verwenden?“

„Gewiß, sie sind noch genügend straff. Schau her! Mit dem Schraubenzieher drückt man die Ventilschrauben soweit zusammen, bis der Ventilschlüssel leicht in das Ventil zu stecken geht. Nun kommen die Pleulringe an die Reihe“, sagte ich, und diejenigen, die nicht einwandfrei paßten, seilte ich etwas zu. — „Wenn der Pleulring zu groß ist, spannt man ihn leicht in einen Feilkloben und mit einer Schleifseife seilt man dann die Pleulfläche des Pleulrings etwas nach. Um ein zu reichliches Abseilen des Pleulrings zu verhindern, drückt man den Pleulring ohne Pleul einmal in die Pleulbohrung. Nun achte aber darauf, daß der Abstand zwischen den Pleulringenenden 0,2 Millimeter beträgt“, erklärte ich dem aufmerksam zuhörenden Erich.

Nachdem wir die Pleulringe passend gefeilt hatten, setzten wir sie in den Pleul ein. Mittels Pleulbolzen, Pleulbolzenbolzen und Sicherung befestigten wir den Pleul am Pleul. Erich wollte die Pleulschrauben gleich in die Pleulbohrungen stecken, ich aber riet ihm, die Pleulschrauben erst etwas einzusetzen, was er auch tat. Dann ließen wir mit etwas Fett die Pleulbohrung am Pleul fest, um ein Zerreißen zu verhindern.

„Nun gib acht, Erich! Sieh hier die Pleulbohrung! Die dürfen nicht alle untereinander stehen, sondern müssen im Dreieck verteilt sein! So, Schau her!“

„Was man alles beobachten möchte!“ staunte Erich.

„Ja, das sind so kleine Risse und Fritts, auf die aber ungeheuer viel ankommt!“

Nun steckten wir die Pleul über die Pleul, die Pleulschrauben steckten wir etwas in und zogen nun die Pleul leicht an. Den gereinigten Pleulbolzen zogen wir am Pleul fest und ich machte Erich aufmerksam, zu beachten, daß der Pleulbolzen gut an den Pleulbohrungen absetzt, um den Pleulbolzen Luft zu verhindern. Dann stellten wir den Abstand zwischen Ventillögel und Pleul genau 0,3 Millimeter bei geschlossenem Ventil ein.

„Wenn die Pleulräder sowie Pleulräder genau nach Nummern stimmen, ist ein Nachmessen der Einstellung nicht nötig!“ erklärte ich Erich und fuhr fort: „Aber vorsichtshalber wollen wir die Pleulbohrung des Pleul noch einmal nachmessen.“ Und siehe da, zu meinem Erstaunen hatte der Motor laut 5 Millimeter Pleulbohrung 20 Millimeter.

„Da muß irgend ein Versehen vorliegen!“ rief ich. Wir zogen das Pleulrad nochmals ab und stellten fest, daß wir veressen hatten, den Pleul des Pleul einzusetzen.

„Man muß seine Gedanken doch mächtig zusammennehmen!“ lachte ich und ichte den veressenen Pleul ein, maß die Pleulbohrung nochmals nach und der Fehler war behoben. Auch der Abstand zwischen den Pleulbohrungen im Pleul betrug 0,3 Millimeter.

„So, Erich, jetzt ziehe dem Motor durch die Pleulschrauben etwas Öl zu!“

Danach überbürsteten wir die Pleulbohrungen mit einer Drahtbürste, kratzten die Pleulbohrung im Innern der Pleul heraus und achteten peinlich darauf, daß der Abstand der Pleulbohrungen 0,3 Millimeter blieb.

„Nun wollen wir die Pleul mit etwas Benzin überspülen und dann in den Pleul einsetzen“, sagte ich. Als auch das getan, war der Motor wieder fertig.

„Und nun die letzte Arbeit, das Einbauen des Motors in das Fahrgestell!“ rief Erich.

„Werden wir gleich haben!“

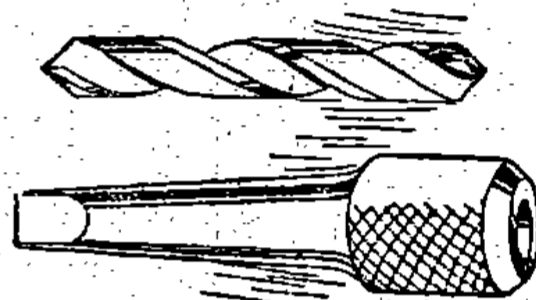
Mit wenigen Handgriffen war das geschehen, die Reinigung war zu Ende.

„Und morgen auf zur Probefahrt! Jetzt muß die Maschine tadellos laufen! Sie wird sich dankbar erweisen, daß wir sie so liebevoll durchgesehen haben!“ sagte ich. Und es lief, das Motorrad! Spielend, fein, wie ein neues Motorrad.

Fritz Merbeth.

Ein Spiralbohrer mit zwei Spitzen

Der neue Bohrer, den die Abbildung zeigt, wird besonders für Bau- und Eisenbahnarbeiten hergestellt. Beide Enden können



zum Bohren verwendet werden. Zum Halten des Spiralbohrers dient die daneben abgebildete Nische.

Der elektrische Türriegel

(Nachdruck verboten.)

Der elektrische Türöffner ist besonders in größeren Städten ein sehr bekannter und beliebter Fortschritt. Er öffnet die Tür durch Druck auf einen Knopf mit Hilfe des elektrischen Stromes, während das Schließen gewöhnlich unter Einwirkung einer Federkraft vor sich geht. Nun gibt es aber auch Fälle, in denen man gerne eine Tür aus der Ferne schließen möchte, sei es, daß es sich um geschäftliche Besprechungen oder sonst um Unterhaltungen handelt, bei denen man nicht gestört sein möchte. Wohl haben die Türschloßriegel, aber zu ihrer Betätigung muß man seinen Platz verlassen. Wie oft ist es dann schon vorgekommen, daß der Besucher diese Gelegenheit zu unerlaubten Manövern, zur Befestigung eines Schloßschlüssels und dergleichen ausgenutzt hat! Mit dem Elektromagneten ist aber eine sehr einfache Gelegenheit geboten, eine Verriegelung und Entriegelung der Tür in der unauffälligsten Weise vorzunehmen. Auf dem Tisch befindet sich ein Doppelknopf, von dem bei einem Türschloßriegel die Leitungen zu dem elektrischen Türriegel führen. Der Riegel selbst, in der Farbe der Türverkleidung gestrichen, birgt unter einer Deckplatte aus Messing ein Schließsystem mit dem Elektromagneten und ein um 90 Grad drehbares Verriegelungsstück. Zur Verriegelung braucht man nur einen sehr geringen Strom von etwa 20 Volt, den man einer Schwachstromleitung, beispielsweise einer Klingelleitung, oder bei Wechselstrom einem Ringeltransformator entnehmen. Der selbsttätig schaltende Stromfluß dauert nur etwa 1/10 Sekunde. Eine Aufhängung verringert das Geräusch, das durch die kräftige Bewegung des Riegels hervorgerufen wird, zu einem dumpfen, leichten Knacken und beugt zugleich dem Zurückprallen des Riegels vor, ohne daß seine Umstellungsmöglichkeit von Hand dadurch verhindert wird. Die einfache Konstruktion des Türriegels ermöglicht seine Verwendung für rechts oder links aufgehende Türen. Ebenso kann man mit einem einzigen Doppelknopf auch zwei oder mehrere Riegel bedienen. Für Geschäfts- und Hotelzimmer, aber auch für Privaträume dürfte der elektrische Türriegel mancherlei Annehmlichkeiten bieten.

Ing. R. T.

Plan einer Autostraße Hamburg-Genua

Die günstigen Erfahrungen, die in Italien mit der „autostrada“ gemacht wurden, die Mailand mit den oberitalienischen Seen verbindet, haben jüngst dazu geführt, daß sich auch in Deutschland eine Gesellschaft bildete, um eine nur für den Automobilverkehr berechnete Straße zu bauen, die Hamburg mit Frankfurt, Basel und Genua verbindet. Sieben Staaten und zwanzig große Gemeinden haben schon ihre Beteiligung an dem Plane zugesagt und innerhalb der letzten Monate wurden bereits zwei Ausstellungen veranstaltet, die eine in Hamburg, die andere in Basel, um die Öffentlichkeit über den Plan aufzuklären und Angaben über die Baukosten sowie die Rentabilität zu machen. Die Strecke in Deutschland wird eine gesamte Länge von 880 Kilometer und eine Breite von 12 Meter haben, so daß unter Umständen je zwei Autos in beiden Richtungen fahren können. Es ist vorgesehen, daß ein Auto die Entfernung Hamburg-Basel in acht Stunden zurücklegen kann, was einer mittleren Stundenleistung von 110 Kilometer gleichkommt. Die Anlagekosten dieser Autostraße belaufen sich zu allererst auf 200000000 Mark je Kilometer, jedoch halten die Urheber des Planes diese Ausgaben nicht für hinderlich und weisen darauf hin, daß es sich nicht um Aufwendungen für ein rein sportliches Programm handelt, sondern um eine Anlage von volkswirtschaftlicher Bedeutung. Jedem Wagen soll übrigens, um die Kosten für den Unterhalt der Straße decken zu können, eine Gebühr von etwa 4 bis 5 je Kilometer auferlegt werden. Der Bauplan sowie der Kostenaufschlag ist von Professor Uger (Gannover) ausgearbeitet und von den Schweizerischen und italienischen Sachverständigen so günstig beurteilt worden, daß diese ihren Ländern empfehlen, sich an der Errichtung der Autostraße tätig zu beteiligen. Interesse an dem Unternehmen zeigen übrigens auch Städte, die nicht unmittelbar an der Fahrstraße gelegen sind; insbesondere Zürich ist bereit, eine etwa 80 Kilometer lange Anschließstraße auf eigene Kosten zu erbauen.

Familie und Heim



Abendseufzer

Stille! — stille!

Ruhe dich, geliebtes Weib, nun aus
Von des Lebens Ekel, Harm und Sorgen!
Zieh mir nicht die Stirn verdrossen kraus:
Bist in meiner treuen Hut geborgen!
Stille!

Leise! — Leise!

Leise, töne, daß sie nicht erwacht!
Süßet nicht der Müdgehenden Schlummer!
Freud' und Frieden schlürft sie in der Nacht
Und am Tage teilt sie meinen Kummer!
Leise!

Lächle! — Lächle!

Es betrübe dich ein schöner Traum!
Eine Täuschung birgt das ganze Leben!
Gib der Zuversicht vermehrten Raum,
Und des Herzens Kränkung sei vergehen!
Lächle!

Träumel — Träumel!

Träumel ist Glück und Wirklichkeit ist Not,
Deine Jugend durstest du verschmerzen!
Und du birst — noch ist für drei nicht Brot! —
Unser Liebe Kleinod unterm Herzen! —
Träumel!

Stille! — stille!

Laß es kommen, laß es leben auf!
Mögen mich die Sorgen drüm bestürmen!
Will erringen, was ich für euch brauch!
Diese Arme werden euch beschirmen!
Stille!

H. r. e. p. p.

Gesundheitspflege im Haushalt

Mancher fängt erst an, an seine Gesundheit zu denken, wenn
nur noch ein Restchen von ihr vorhanden ist. Wieder andere aber
leben in einer beständigen Angst vor Krankheiten und sehen
Gespinnster in Gestalt von Bazillen und Bakterien, wie die
Krankheitserreger heißen. Der beste Boden für die Entwicklung
einer wirklich nützlichen Krankheit ist also einmal die bodenlose
Gleichgültigkeit, zum anderen übertriebene Furcht. Die praktische
Anwendung der Gesundheitslehre liegt in ihrer besten Wirkung
zwischen Gleichgültigkeit und Furcht.

Wie aber findet sie im Haushalt Platz? Der Begriff „Haus-
halt“ ist abhängig von der gesellschaftlichen Stellung derer, die
ihn führen und die in ihm leben. Der Bürgerstand hatte in
seiner Hausapotheke allerlei Heilmittel und im übrigen den
Hausarzt, der zur Stelle war, wenn Krankheit eintrat. Daß sich
auf hundert Nippfäden, schweren Türvorhängen und vielen
Teppichen ungezählte Krankheitserreger ansammeln konnten,
war eine Sache für sich. Man konnte ja stundenlang Staub
wischen lassen. Der Arbeiter und seine Familie „benutzte“
einen engen Raum, ohne Hausapotheke und Hausarzt, ohne
Teppiche und Türvorhänge; je in e Verhältnis sind aber noch
keine anderen. In den Familien der Bürger aber gibt es Staub-
fänger, Badezimmer, Waschküchen und alles das, was ein
Mensch der Jetztzeit braucht. Mit vergleichender Betrachtung
allein ist jedoch nichts getan. Auch nicht, daß man sich etwa zu-
frieden gibt, da man ja „schon“ ein Wasserlosetz hat. Auch die
Hygienemaßnahmen müssen nicht mit allen sein ausgeführten
Tabelle und Warnungssplakaten. Gefühlsvolle Reklame der
Heilssamen nicht ebenso wenig wie unsere Gesetzparagrafen.
Die sich jedoch mit Staub überziehen, sobald sie gebildet sind. Es
reicht alles nicht, wenn der lebendige Atem der Serwirl-
lichung fehlt. Dieser Atem muß von der Frau ausgehen.

Das ist nicht etwa eine neue Aufgabe der Frau, sie muß nur
erneuert werden. Die Frau muß sich dessen bewußt werden,
daß nur von ihr im Hauswesen diese Aufgabe gelöst werden
kann. Jetzt, da der Frau mehr Bewegungsfreiheit gegeben ist,
muß sie von ihrer Denkfähigkeit Gebrauch machen!

Wohlfühlen wir, welche ungeheuren Schwierigkeiten jeg-
licher Fortentwicklung im Wege stehen. Wenn das Wort „Bö-
stung“ nicht ganz absehbar klingt, so wäre es doch für
die Arbeiterfrau beinahe angebracht, denn von der Verwal-
tung eines Hauses bei unseren Frauen kann kaum die Rede sein.
Wie oft besteht die Wohnung nur aus einem einzigen Raum,
auf den die ganze Familie beschränkt ist. Darin ist die Frau
„Hausfrau“, Ehefrau und Mutter! In diesem Räume wird ge-
schlafen, geschwiegen, gewohnt und geküßt! Und in diesem Raum
soll man auch noch die Gesundheitspflege Platz haben! Wie macht
man das?

„Rehr Licht!“ Ja. Aber das einzige Fenster liegt noch
hinter Rehr Raum! Ja. Es lassen sich eher 12 Millionen
Mark aufbringen, um Theaterwände aus 40 oder 60 Zentimeter
zu bauen, wie es in Berlin jetzt geschieht, aber 40 oder
60 Quadratmeter Bodenfläche zum Wohnen und Schlafen für
eine Arbeiterfamilie sind nicht denkbaren. Das
Schlammfeld vom Schlamm aber ist, daß man es nicht nur
zuzugewandt hat, den Lebensraum dem Einzelnen ein-
zuschneiden, man hat auch keine Gedankenwelt einzu-
sammeln gewagt. Doch im Jahr 1918. Unser Denken
kann es jetzt sein. Wir können lesen, was wir wollen, wir
können Zeitung lesen, was wir wollen und wo wir wollen.
Wir können auch schlafen, wo wir wollen, und eines jeden
Stimme gilt gleich viel. Von dieser unserer Denkfähigkeit müssen
wir aber Gebrauch machen, sonst macht sie nichts! Das gilt be-
sonders aus Frauen. Auch die Gesundheitspflege im Haushalt
ist Arbeit. Gerade weil unsere Wohnungen so eng sind,
gerade weil wir beschränkt sind in Raum und Fläche, gerade
daraus müssen wir uns befreien mit dem Willen zur Tat.
Von der Lebensfähigkeit der Gegenwart hängt die
Schicksalsmöglichkeit der Zukunft ab. Solange wir noch in
der Vergangenheit leben, werden wir nie mehr. Unser ganzes
Schicksal müssen wir einsehen, um zu zeigen, daß wir nicht
nur noch bestrafen sind, sondern unser Recht auch zu ge-
winnen besitzen.

Wir schämen uns nicht des Schweißes, der von unserer
Stirne fließt und in unseren Kleidern klebt; es ist das gleiche
Wasser, das alles reinigt. Jeder Bestäuber fand es überflüssig,
daß Harry Damela sich die Fingernägel reinigte; warum wollten
wir es überflüssig finden? Warum stellen wir uns noch Rippes
und Andenten auf das Spiegelschränken, auf die Kommode als
Staubfänger hin? In der Riste wohlverbahrt können sie uns
ebenfalls teure Andenten bleiben. Das einfachere Abstauben ent-
schädigt bestimmt. Ich muß hier ein Geschäft mit künstlichen
Blumen betonen — nicht seiner Schönheit halber, aber daß
es sich noch halten kann. Denn wer kauft heute noch künstliche
Blumen, diese Staubfänger? Sind nicht ein paar Lannenzweige
in der Vase während der blumenlosen Jahreszeit viel schöner?
Lannenzweige nadeln so leicht? Dann ist es eben schon wieder
Zeit, sie zu erlesen, dann sind sie auch sicher schon staubig genug.

Was wird nicht geschimpft über die unordentlichen Frauen
des Proletariats! Und jene, die es tun, wissen gar nicht, was
für eine Kunst es ist, in beschränktem Räume, bei beschränkter
Zeit und bei beschränkter Kraft Ordnung zu halten. Was Haus-
arbeit an sich bedeutet, wissen sie, jene anderen, immer erst
dann, wenn das Mädchen etwa erkrankt ist und sie müssen die
Arbeit selbst tun.

Für jede Arbeiterfrau heißt es eben: denken, denken, denken!
Gerade dadurch kann sie, muß sie ihre Eignung beweisen
denen, die ihr das Leben können abprechen möchten. Kin-
dern keinen Tropfen Alkohol! Nicht beim Umblättern
Finger anstecken, besonders nicht im Wartezimmer des Arztes.
Auf der Straße keinen Zigarettenstummel aufheben, und sei es
auch noch so „schade“, ihn liegen zu lassen. Nicht am Bleistift
kaufen. Nadeln sind keine Zahnstocher. Hände waschen vor dem
Essen. Zahnputzen erhält die Zähne nicht bloß blank, sondern
auch gesund. Die beste Gesundheitsregel ist: den Krankheiten
vorzubeugen. Das natürlichste, billigste Rezept wäre:
Sonne, Luft und Raum. Helft kämpfen, Frauen, um
Sonne, Luft und Raum. Ihr habt mit eurem Wahlrecht ein
Machtmittel in der Hand. Die Männer gaben euch das Recht
der Freiheit, verheißt der Freiheit nun zum Recht!

Arbeit und Erholung der Hausfrau

Es gibt Hausfrauen, die immer am Arbeiten sind, die von früh
bis spät scheuern, putzen, plätten, nähen. Es ist kein, wenn eine Frau
auf Ordnung und Sauberkeit hält und stets fleißig ist; aber leider
hat die Frau dann wenig Zeit für Mann und Kinder. Mann und
Kinder aber haben eine Seele, die ebenso hungrig ist wie der Magen
und ebenso sehr der Pflege bedarf. Darum sollten die über eifrigen
Hausfrauen sich ernstlich fragen: Wo kann ich Arbeit sparen, um
Zeit für meine Familie zu haben? Es gibt so viel wertvolle Neue-
rungen und Erleichterungen für den Haushalt, nur scheint mir oft,
daß diese „Erleichterungen“ erst recht manche Frau zum Mehr-
arbeiten verleiten.

Eine Frau muß es sehen können, daß ein Zimmer mal etwas
weniger geputzt wird, wenn sie dem Manne dafür die Freude
eines gemeinsamen Spaziergangs machen kann, oder sie hört ihn
einmal ruhig zu, wenn er ihr etwas zu berichten hat. Eine Mutter
muß auch während der Arbeit mal Zeit haben, und wären es nur
5 Minuten, um mit den Kindern mal zu lachen und zu scherzen, ihre
Fragen zu beantworten und ihre Klauenreden anzuhören.

Vor allen Dingen sollte sich die Mutter, die Heimarbeit macht
und daneben kleine Kinder hat, ganz ernstlich fragen: Ist es durch-
aus nötig, daß ich diese Arbeit mache? Stehe ich damit dem Wohl
der Familie oder störe ich dieses? Eine Frau, die Haushalt und
Mann und Kinder zu versorgen hat, hat eigentlich vollkommene
Zeit und keine Zeit mehr für Heimarbeit. Wo sie es dennoch in u h
oder meint zu müssen, da ruht sie sich ab, und Gesundheit, Nervenkraft,
Zehnsinn und Trost werden vorzeitig angegriffen. Die Frau
heißt und hegt, um die Arbeit fertig zu bekommen, die Kinder müssen
süß sein, werden in eine Ecke gedrückt und um ihr Jugendleben,
ihre Kinderzeit gebracht. Deshalb gibt es so manche verkümmerte Ge-
schichte, die im Lebenskampfe vertragen? Man, sie haben keine sonntige
Kinderstunde gehabt. Und was glaubt ihr, hat der Mann von solch
einem Heim, wo auch abends, wenn er daheim ist, unaufhörlich die
Kümmernisse zappelt oder die Süßigkeit ihm das Verweilen un-
möglich macht?

„Ja“, sagt ihr, „wir wollen doch weiterkommen.“ Was versteht
ihr unter „Weiterkommen“? Müßt ihr unbedingt neue Möbel haben?
Nur weil der und jener plötzlich Laßt zum Prozentum bekommen
hat, müßt ihr das noch lange nicht nachmachen. Was heißt ihr euch
an andere? Ihr seid doch ihr selbst! Ein wirkliches Weiterkommen
kann nur da stattfinden, wo die Herzen weiterkommen in gegen-
seitiger Liebe, im Vertrauen, im Mitleiden und Mitleiden, wo die
Kinder ein Eingehen auf ihre Freunde und Feinde kennen, wo man
sich kennt, die Kinder zu erziehen. Was hast du ständig schrei-
tende Frau von einem „hübschen“ Wohnzimmer, wenn du keine Zeit
hast, dich genützlich darin niederzulassen? Kämpfe lieber dafür, daß
der Sohn der Mutter so ist, daß er anstrengt und du nicht ge-
zungen bist, wenn dem Hausfrauenberuf noch mitzuberufen.
Es geht leider viel zu viel Fälle, wo dies ein trauriges Maß ist, aber
so möchte ich jetzt glauben, es gibt noch mehr Fälle, wo es nur ein
eingebildetes Maß ist. Wo man wohl sich anders einrichten
kann, wenn man Mensch und Dinge anders bewerten und sich
sagte: Der Mensch ist ein Wesen, nicht um der Dinge
willen da, sondern die Dinge um der Menschen willen.

Eine andere Sache ist es, wenn du viel Zeit oder keine kleine
Kinder mehr hast und nun etwas bequemer möglicherweise zum Haushalt,
eins für ein gemeinsame Reise, für ein schönes Bad, für ein
Dag, wo der Sohn nicht anstrengt. Aber hütet euch, daß ihr von
der Arbeit nicht untergebeht werdet, daß ihr Herren der Arbeit
bleibt und nicht ihre Sklavinnen werdet! Ergibt euch, daß ihr auf-
hören könnt, wenn der Mann eure Teilnahme an seiner Arbeit,
jedenfalls erwarten.

Man soll auch nicht meinen, Hausfrau zu sein sei leicht und
eigentlich kein Beruf. O nein! Für die Hausfrau gibt es selten
Geruhetage. Sie muß die erste morgens sein und ist abends die letzte,
und oftmals gepirte Reaktionen obendrein. Darum sollte jeder Mann,
der seine Frau liebt, dafür sorgen, daß auch sie eine Ausspannung,
eine Erholung bekommen kann, ohne daß sie ein Verbrechen begeht,
bei einem Willen geht maches. Hat nicht jede Familie irgend
jemand, der für die Zeit die Kinder mit in sein Haus nimmt? Kann
der Mann nicht für kurze Zeit bei einem Freunde sein Essen be-
sitzen? Wie wohl ist einer angestrichelten Mutter ein Aufenthalt
in anderer Umgebung, im Weite, wo sie für nichts zu sorgen hat!
Schri sie dazu auch zwei, drei, vier Wochen heim, dann kann sie
mit ruhigen Kräfte und frohem Mut ihren Pflichten nachgehen,
und das wird auf Mann und Kinder gewiß weiterwirken.
In unserer Gegenwart heißt seit langem ein kleines, stilles Heim,
für es bald geküßt, für abgegriffene Wänter. In vielen Fällen
sollen die Krankheiten einen Teil oder ganz die Pilgerreisen. Wer
einmal sehr eine Zeit erlebt hat, besch mit dem Kopf daran gehen
müßte für allen abgegriffenen Wäntern waschen. Siehe, lassen sich
auch andere solche Einrichtungen treffen — zum Segen für die
Familie.

Vom Kubikopf der Männer

Bis auf seinen Namen ist der Kubikopf eigentlich die vernünf-
tigste aller Moden, die je von Menschen ausgeht worden sind.
Freilich ist hierbei zu bemerken, daß die Frauen bei der Befolgung
des Brauches den Nachdruck mehr auf Mode als auf Verknüpfung
legen. Aber sei dem, wie ihm wolle: der kurze Haaranschnitt hat zweifel-
los viel Angenehmes für sich; und es ist durchaus nicht einzusehen,
warum nur die Männer mit kurzem Haar umherlaufen
sollen! Es ist nur das Ungewohnte, das so manche stutzen, zögern
oder gar feindlich gesinnt werden läßt. Jeder Bruch mit lang ein-
gemurzelter Sitte löst Gegnerschaft aus, bis das Neue, wenn es
wirklich berechtigt und lebensfähig ist, sich durchsetzt.

Wie lange ist es denn überhaupt her, daß die Männer kurze
Haare tragen? Denken wir doch nur einmal an die Vergangenheit.
Da taucht die mächtige Mongoperiode auf, die für sehr vornehm
galt und die auch heute noch von englischen Richtern als Zeichen
ihrer Würde bei Amtshandlungen getragen werden soll. Welche ent-
setzliche Plage muß das Haarmonstrum dem unglücklichen Träger
bereitet haben, wie teuer war seine Anschaffung, wie hinderlich
bereitet Ausbünstung usw. — aber mit eiserner Strenge hielt das
Reich der französischen Sonnenkönigs an dieser vermeintlichen
Bieder des eleganten Mannes fest.

Da kam der Soldatenkönig, der Preuze Friedrich der Erste,
und schick aus Sparamkeitsrücksichten den Plunder in den Reichs-
sinner. Das Militär mußte den bescheidenen Zopf tragen und all-
mählich machte das Zivill die neue Mode nach. Wie wohl damals
mancher ganz verständige, biedere, aber im Geist seiner Zeit stecken-
gebliebene Bürgermann über den Verfall der Sitten geklagt hat!
Mit welchem Spott, ja Schauer wohl von vielen der Zopf als
Stainbild völliger Geschmacksverwirrung angesehen wurde! Un-
zählige Seuffer werden der erstickenden Perücke gegolten haben;
und wenn nicht damals der gefürchtete Krüdstod regiert hätte, wer
weiß, ob der Wandel so prompt erfolgt sein würde!

Dann kam der Haarbeutel, dem wahrheitlich auch der Vorwurf
ungeheurer Unästlichkeit und Geschmackslosigkeit nicht erspart ge-
blieben ist, da ja immer das Neue, Ungewohnte ängstlichen Naturen
gefährlich für den Bestand der Ordnung und Moral zu sein scheint.
Und wie wohl gezeckert worden ist, als die Herren sich ihre Schadel
nicht mehr mit Ruder beschmerten, als die Vernünftigen unter ihnen
endlich den Mut fanden, der Schnur-, Staub- und Schwirrfänger
gänzlich von sich fernzuhalten! Da wird natürlich wieder einmal
die Weltordnung in Gefahr gewesen sein!

Die französische Revolution von 1789 warf alles über den
Haufen. Da flogen auch die Haarbänder und Widel der Mannskleide
in die Ecke und die Haare wurden frei getragen — der Kubikopf
war auf dem Marsche. Allmählich ordnete sich das Haar, wurde
kürzer, bekam auch einen Scheitel; und zugleich die Mode in Kleinig-
keiten wechelte, bald hübscher, bald häßlicher wird, so bleibt doch das
Gesamtbild bestehen. Wer kann sich heute noch einen Mann mit
Zierperücke oder ähnlichem denken? Es wäre doch Wahnsinn, sich
das Vergangene zurückzumischen oder das Gegenwärtige für un-
stetlich zu halten!

Und — so wenig auch mit diesen Zeilen den Moden der
Frauen das Wort geredet werden soll — der Kubikopf wird beim
weiblichen wie beim männlichen Geschlecht dauernd beliebt bleiben,
denn er ist — selbstam genug bei einer Damenmode — zu vernünftig,
zu kleidam, und er ist auch zu förderlich für Sauberkeit und Ge-
sundheit, als daß er bald wieder verschwinden könnte.

Meine Bücher

Ob es vielen so geht wie mir, weiß ich nicht, ich liebe die Bücher.
Ganz besonders auch die Dichtungen. Nun ist es ja leider nicht
möglich, sich die Werke sämtlicher Dichter anzuschaffen, zumal die der
jungen und jüngsten Größen. Aber es steht so manches Gedicht in
Zeitungen und Zeitschriften. Diese habe ich mir nun ausgeschnitten
und sorgfältig hingeleget, bis ich einen ganzen Stoß der verschiedensten
Gebichte der mannigfaltigsten Dichter hatte. Nun habe ich mir Schreib-
hefte ohne Binden gekauft und sie fein sorgfältig eingelebt, und
zwar habe ich die Gebichte eines Mannes, von dem ich je h viel
hatte, in ein Heft allein geklebt, von denen, die weniger vertreten
waren, zwei bis drei in einem Heft vereinigt, aber immer Raum
gelassen für Neuzugewinnende.

Ähnlich mache ich es mit Schriftsätzen, die kurze Lebensbeschrei-
bungen großer Männer und Frauen enthalten. Ich trenne die noch
ihrer geschichtlichen oder literarischen oder künstlerischen Bedeutung
(unter Künstler die Maler und Musiker zusammenfassend). Auf diese
Weise kann man sich manches aufheben, sich und den Seinen nützlich
machen und sein Wissen bereichern, ohne Geld für Bücher anwenden
zu müssen.

Praktisch ist es auch, wenn sich die Hausfrau verschiedene solcher
Hefte zulegt, um in eins Rezepten, in ein anderes argliche Wink-
in ein drittes allerlei praktische Ratsschlüsse und in ein viertes Winte
zur Kindererziehung einzulesen, die sie sich aus den Zeitschriften
ausgeschnitten hat. Vielleicht macht die eine oder andere einen Ver-
such damit.
M a g d a l e n e R e d l e r

Die gesetzliche Unterhaltspflicht. Nach einem Antrage des Archis
der denjenigen Berufsvormünder soll gegen solche Personen, die sich
ihrer gesetzlichen Unterhaltspflicht entziehen, künftig auf eine Strafe
bis zu einem Jahre Gefängnis erkannt werden. In erster
Linie würden davon zahlungsunwillige uneheliche Vater betroffen
werden, die sich nicht selten in „erwerbslose Hausjöhne“ zurück-
verwandeln oder „ohne eigenes Einkommen“ im Betriebe ihrer Ehe-
frau arbeiten. Auch heute schon erkennen die Gerichte vielfach, wenn
solche Einwände geltend gemacht werden, die Schadenersatzansprüche
der Kinder gegen die Väter und die Ehefrauen der Väter an.
Der Antrag der Berufsvormünder, der sich auf die Erfahrungen
einer zwanzigjährigen Praxis stützt, würde den Unterhaltsansprüchen
einen verheißenen strafrechtlichen Schutz verschaffen. Freilich besteht
auch dieser gütgemeinte Schutz fragwürdig, weil zu bejammern ist,
daß dem Kinde durch die Gefangenschaft des Vaters erst recht der
Unterhalt entzogen werden wird.

Kind und Regel. Was hat wohl in dieser Verbindung der Regel
zu tun? Nun, an das Regelwort ist freilich nicht zu denken. Es
liegt ein ganz anderes Wort vor. Goethe gebraucht es einmal im
Sinn von „Meiner Reht, Knirps“. In Thüringen sagt man: „alle
die lieben kleinen Knirps“, und Regelwörter ist eben die Knirps für die
armen Kinder. In diesen Anwendungen ist aber die ursprüngliche
Bedeutung völlig verblüßt, und das ist: u n e h e l i c h e s Kind. Für
die verschiedenen Arten unehelicher Kinder gab es Benennungen in
Krege: Guckstirn, Bändling, Unstalt, Süßkind, Süßkind, Süßkind,
Pflaumenkind, Winkelfind, Kosenjohn u. a. m. Regel war also das un-
eheliche Kind, genauer: unehelicher Sohn (Regeljohn). Die Formel
„Kind und Regel“ stammt aus alter Zeit, wo Hebstauen neben der
Ehefrau auch Perkommen und Sitte erlaubt waren; sie hatte ihren
rechten Sinn im Munde des Hausvaters. „Kind und Regel“ wollte
jedoch sagen wie: die ehelichen und unehelichen Kinder oder die
ganze Familie. Als man das Wort „Regel“ nicht mehr in diesem
Sinn verstand, wurde die durch den Stadtbrem geschulte Formel
fortgeschickt. So machen wir heute noch einen Auszug mit Kind und
Regel, ohne uns dabei etwas Söhlimes zu denken.
Deutscher Sprachverein.

Ein Hochstapler

In Livorno übernachtet ihr am besten im „croc bianca“, im „weißen Kreuz“ sind alle Kunden gut aufgehoben.“ So wurde uns der kameradschaftliche Rat schon in Pisa, am Tage vor, ehe wir auf Schusters Rappen in die ähertst flotte und wunderbare Hafenstadt Livorno eingewandert waren.

Eine Wanderung an der Vigurischen und Tyrrenischen Küste hinterläßt unvergängliche Eindrücke. Es war Mitte der neunziger Jahre, im Januar, als wir an einem hellen Nachmittage die Straßen von Livorno erreichten. Wir suchten nach unserer „Wielbe“, die wie echte deutsche Lippelbrüder nach damaligem Zuschnitt unterteilt war: Gassen und Gassen langförmig und genau.

„So, nach was sucht ihr denn?“ rief es hinter uns her. Mann, hübsche Leute; wie der Blig brechten wir uns um. Der Anrufer war rangelommen und redete auf uns ein. „Ihr seid Deutsche, von einem habe ich euch schon erkannt, ihr sucht nach „croc bianca“, ist ihr, ich weiß alles, dort vorne ist es bereit, in jenem Haus ist dem Aufeneingang befindet sich die Herberge.“ Vor uns stand in nicht allzu großer Mann, etwa Ende der Dreißiger in ganz übermäßig guter Kleidung. Schnitt und Mode vollkommen englisch, vornehm dazu. Sein Gesicht war eine Durchschnittsvisage, unter der Nase standen ein paar Dreispitzer, gleich den Schnurrbartstiften von heute.

Wir erfassten den Augenblick und beinahe mit Vertrautheit blieben wir uns bei ihm an. Wo wir herkommen und wo wir hinwollen, waren seine Fragen. Unser Weg führt weiter nach dem Süden, wenn wir auch so gut wie kein Geld mehr besitzen, beschließen wir dem Manne. „Das habe ich mir gedacht“, war seine Erwiderung. „Aber eins will ich euch sagen“, fügte er hinzu, „wenn ihr einer Abode sucht oder vor Leuten, die euch unterstützen sollen, sagt immer, ihr kommt aus Rom und wollt nach Deutschland, denn sonst hat niemand Verständnis für eure Wanderung nach dem Süden ohne Geld in der Tasche. Im übrigen will ich euch heute abend dazu noch verschiedene Winke geben.“ Der Junge ist nicht dumm, er hat seine Katze für leuchteten uns auf der Straße ein. Denn, wie er sagte, Arbeit für deutsche Handwerker gab es in dem von uns bereisten Teile Italiens nicht. Besteres war uns eigentlich schon längst klar und nach Arbeit stand unter diesem Himmel überhaupt nicht unser Sinn.

„Kommt mit mir“, bestimmte unser neuer Gönner, „es ist noch früh, wir gehen an „croc bianca“, nur vorbei, ich zeige euch dann weiter um's Eck meine „loganda“, in der ich wohne und speise. Ihr kommt nach Dunkelwerden dort hin und kommt mit mir ein paar Glas Wein trinken.“ Das war uns Mühl in den Ohren, noch herrlicher hätte das geklungen, wenn von kräftigem Essen die Rede gewesen wäre.

Unterwegs konnte ich es mir nicht verkneifen, unseren Wohlwäter zu fragen, was er für Geschäfte in Livorno betreibt? „Ich habe hier Vorstellungen“, war seine kurz formulierte Antwort. Für uns war diese Auskunft genügend. Wir durften annehmen, daß es sich um einen Gauller handle oder um einen Impresario, der Gott weiß was an „noch nicht Dagemeinem“ in seinen Vorstellungen liege. „Doch ihr lobten“, sagten wir uns, nachdem der gut gekleidete Mann sich in sein Restaurant begeben hatte; „laß ihn doch Vorstellungen geben, was für welche er will, die Hauptsache ist, daß er uns was Aufständiges zwischen die Zähne liefert.“

Jetzt erst suchten wir die Herberge auf. Eine nicht besonders hübsche, aber sehr freundliche Italienerin führte uns nach dem oberen Stockwerk. Es war ein kaltes Haus, auch im oberen Stockwerk mit Steinfliesen belegt. Dürftige Betten, die vom Wechsel der Nächte nicht angehten, aufgestellt in Räumen, die ohne trennende Wände ineinander gingen. Im hinteren, ebenso offenen Raum sah die Wirtin mit noch einer anderen weiblichen Person mittleren Alters.

Nach bereits eingetretener Dunkelheit fanden wir uns in der „loganda“ des Vorstellungsgebenden Herrn ein. Vornehm saß er in der Mitte eines reicher dekorierten Lisches. Eine gefüllte Korbfische und duftender Wein im Glas standen vor ihm. Eben reichte er einen mit Gentel versehenen irischen Kofelentopf der aufwartenden Barmaid zurück, denn es wurde ihm das Essen gebracht. Serviert wurde ihm ein besseres reichliches Abendessen nach guter deutscher Art, bei dessen Anblick uns das Wasser im Munde zusammenlief. Mit den Wärmerfrauen, die ihrerseits „bon appetito“ wünschten, hörte er noch Unterhaltung und warf ihnen ein Gelächter zu.

Es ist dort so im Lande, daß in der kalten Jahreszeit mangels von Heizvorrichtungen in den Häusern Wärmeröpfe, gefüllt mit kochendem Holzbohlen, auch teilweise herumgereicht werden. Unseren Vorstellungsman „umjähmten“ die Wärmerfrauen scheinbar ganz wunderbar.

Eine ganze Welt hatten wir darum gegeben — vorausgesetzt, wir hätten sie besitzen — für ein lukullisches Mahl, wie es eben am sich verspricht wurde. Aber der gute Mann ließ gar nichts merken, als ob er auch an unseren Hunger denken würde. Lediglich dem Wirt winkte er, der uns dann vom allgemeinen Ausschankwein führte. Seinen aufstehenden „Lofano“ trank unser „Wohlwäter“ selbst.

Der Mann stellte die Zeit fest und sagte: „Meine Geschäfte hängen, ich habe heute abend noch einen Besuch zu machen“, ob wir ihn noch dem Schützenhaus am Aufenende der Stadt begleiten wollten. Wir gingen mit. Unterwegs hielt er sich eng an der Seite eines Reisefameraden und führte dabei recht zweideutige Gespräche. In der Sache seines Besuchs sagte er noch: „Seit drei Wochen laßt sich der hiesige Patron hier warten, heute abend muß sich entscheiden.“ Wie großredete er das vor sich hin. Mit hochschlagendem Krügen stolzierte er in ein weites Gehöft.

Nach kaum zehn Minuten war er wieder zurück und äußerte: „Ich habe den Koffer nicht allein treffen können. Er hat es darauf abgelegt, nicht allein zu sein, aber wartet, der verlorene Abend soll mir mindestens achthundert Lire kosten.“

Dunkel und unklar wälzten sich in mir die Gedanken. Fest stand mir, daß der Kunde dunkle Geschäfte betreibt. Mit meinem Kameraden konnte ich natürlich jetzt keine Betrachtungen darüber anstellen. Aber soweit war uns beiden klar, wir durften dem Wein nicht leichtfertig zusprechen, allzuviel an dem Menschen ersahen wir reichlich dunkel.

Mit Brot füllten wir uns unterwegs den Magen. In der „loganda“ angelangt, wurden wir sofort wieder mit Wein bewirtet. „Ich erkläre ich, daß es uns an den Wein gar nicht ankommt, wir wünschen etwas Gutes auf den Tisch, halt umbrich tief unter der Hand“, sagte der Mann, der uns „fagido“ aus seiner Küche herausholte. Jedem wurde ein Schüsschen mit weichen Vohnen in Olivenöl gebracht. Eine Zubereitung, die übrigens vorzüglich war.

Rum suchten wir uns auch nicht mehr vor dem Wein. Unser Kameraden trank noch flotter und wurde dabei immer geduldiger. Nicht umhiner konnte ich aus seinen angedeuteten Redensarten merken, was für ein tieferes Interesse er für meinen Reisebegleiter hatte. In einem günstigen Augenblick, als die Wärmerfrauen ihren „guten Kunden“ überzogen, teilte ich meine Wahrnehmungen meinem Kollegen mit. Er war an Jahren etwas jünger als ich, Parislos, ebenmäßig, kräftig und im ganzen ein sehr guter Mensch. Nur zusammen gingen wir nach dem Hof der „loganda“. Dem Herr brachte ich alle Knochen im Leibe entgegen, erickte mein Lächeln, nachdem auch er begriffen hatte.

Zitnen und Unterhaltung am Tisch nahmen ihren Fortgang, dabei bot sich Gelegenheit, ihm zu sagen, daß seine „Art“ und sein Erwerb uns völlig klar geworden sei. Offenbar er doch unter dem Einfluß des Weines sein Wesen und seine Geheimnisse ganz mit jahrelangem Aufenthalt in den Tropen entschuldigte er das eine nach dem anderen, bis wir schließlich das Schicksal das andere.

Eine Feinart war Bayern. Eine glänzende Studienzeit verlebte er unter anderem in Berlin und in München. Sämtliche Berufsfragen waren ihm vollkommen geläufig und mit nicht geringem Stolz vermerkte er das immer wieder. Im übrigen sei es ihm nie ein Bedürfnis gewesen, sich wieder einmal „deutsch“ zu unterhalten.

Der Betrug am Arbeiter

Die Sozialdemokratie, die Sachwalterin der Arbeiterinteressen, war leider in den Reichstagswahlen des Jahres 1924 unterlegen, der politische Halt der Lohnarbeiterschaft war geschwächt, danach galt es für die Reaktion, noch den wirtschaftlichen Halt der Massen, die freien Gewerkschaften zu überwinden. Dann wäre der Sieg der Reaktion über die bestillosen Arbeitermassen vollkommen gewesen. Die Unternehmer haben sich den Kampf gegen die Gewerkschaften etwas kosten lassen. Alle Schleusen der Gemeindefürsorge wurden gezogen und Pluten von Lügen und Verleumdungen ergossen sich über die Sozialdemokratie und die Gewerkschaften. Man nannte dies den Kampf gegen den Marxismus, der für die Nachkriegsschäden und das Inflationselend verantwortlich gemacht wurde. Diese Hege war für die Reaktion nicht ganz erfolglos, mit vier Jahren Bürgerkrieg und vier Jahren unerbittlicher Kämpfe, um Verschlechterungen in Lohn- und Arbeitsbedingungen abzuwehren, hat die Arbeitererschaft ihren Irrtum schwer büßen müssen. Der gehässige Kampf gegen den Marxismus, der in Verwirrung und Verärgerung geführt wurde, hat sich in der Folge enthüllt als ein Kampf gegen das eigene Recht und das eigene wirtschaftliche Wohl.

Wieder sind Wahlen zum Reichstag vor der Tür und die Arbeitererschaft steht im Begriff, mit der Reaktion gründlich abzuzählen und der Sozialdemokratie und damit zugleich auch den Gewerkschaften zur notwendigen politischen Macht zu verhelfen. Heute ziehen die Verleumdungen der Deutschnationalen nicht mehr. Sie sind in ihrer Arbeiterfeindschaft erkannt. Trotzdem versuchen sie es mit dem alten Schwindel auch bei dieser Wahl wieder, sie schiden ihre jungen Leute, die Patentkrenzler vor, die mit betrugswürdiger Frechheit die alten abgestunkenen Lügen wieder unter die Wähler tragen. Da sich diese abgestimmten Bürgchen Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei nennen, suchen sie mit ihrer Agitation hauptsächlich die Arbeiter auf. Im jählichen Bogland vorbereiteten sie ein Flugblatt gegen die „sozialdemokratischen Gewerkschaften“, das die Überschrift „Der Betrug am Arbeiter“ trägt. Der Inhalt ist eine einseitige Verleumdung der Gewerkschaften, an Einnahmen und Ausgaben soll der Arbeiterbetrug nachgewiesen werden. Den Zahlen nach zu urteilen, stützt sich die Sudelei auf den Geschäftsbericht 1926 des ADGB. 4 Millionen Mitglieder haben in diesem Berichtsjahr 147 526 701 Reichsmark Beitrag gezahlt, ein Durchschnitt von 37 M pro Mitglied. Diesen Einnahmen stellen sie die Ausgaben gegenüber und da nun eine Verleumdung herauskommen muß, wird ganz unerhört geschwindelt. So versuchen sie, ganz hohe Verwaltungskosten herauszurechnen und sehr niedere Unterstützungsleistungen. Das Jahrbuch des ADGB für das Jahr 1926 weist rund 148 Millionen Einnahmen aus, diese Zahl bringen die Patentkrenzler richtig. Gibt aber das Jahrbuch an Unterstützungen für Krankheit und Arbeitslosigkeit die ungeheure Summe von 62 Millionen Mark an, so bringen die Patentkrenzler es fertig, in ihrem Flugblatt von nur 33 Millionen zu sprechen. Dabei

ist bekannt, daß der Deutsche Metallarbeiter-Verband in dem Krisenjahr 1926 allein 18 Millionen für seine arbeitslosen Mitglieder ausgegeben hat. Diesen Schwindel brauchen die Patentkrenzler, um ihre Niederträchtigkeit über die „hohen Verwaltungskosten“ an den Mann zu bringen. Sie stellen den angeblichen 33 Millionen Unterstützungsgelder die Summe von 35 Millionen gegenüber, die nach ihrer lügenhaften Behauptung die Verwaltung der Gewerkschaften kostete. Um wiederum zu dieser hohen Zahl zu kommen, werfen sie die Kosten für die Verbandszeitungen — die jedem Mitglied zugestellt wird —, die Ausgaben für die Schulung und Bildung der Mitglieder, den Rechtshilfe, das Sterbegeld, Wander- und Umzugshilfe usw. einfach unter die Verwaltungskosten. So wird es gemacht, um Proleten zu betrugeln und gegen ihre eigene Besserung aufzuheben. Nachdem sie so die Zahlen in betrügerischer Absicht durcheinandergerworfen haben, behaupten sie, 37 M zahlt der Arbeiter im Jahr und nur 8 M kamen den Hungernden und Elenden wieder zugute.

Um diese verbrecherische Lüge zu zeigen, diene folgende Tafel:

1926 wurden von den Gewerkschaften 148 Millionen Mark eingenommen und rund 126 Millionen Mark ausgegeben. 22 Millionen Mark blieben als Kampfesreserven, die die großen Lohnkämpfe des folgenden Jahres ermöglichten. Von den 126 Millionen wurden 62 Millionen für Unterstützungen und 29 Millionen für Streiks ausgegeben. Das sind 91 Millionen Mark Unterstützungen. Würden wir das auf das einzelne Mitglied umrechnen, so ergibt sich, daß von den 37 M Beitrag des Einzelnen 22,50 M als direkte Unterstützung dem Mitglied wieder zugeflossen ist. Mit rund 7 M ist dann noch jedes Mitglied an den Reserven beteiligt. Von dem Rest wird die Verwaltung, Rechtshilfe, Zeitung, Tagungen, Vertretungen, Schule usw. bestritten.

Diesen Tatsachen stelle man die Angaben des Patentkrenzlers gegenüber, und man kann die Niedertracht ermessen, mit der das patentkrenzlerische Lumpengefindel gegen die freien Gewerkschaften kämpft. Ihr Flugblatt schließen sie mit den Worten: „Werdet Kämpfer für den wahren Sozialismus. Kommt zu Adolf Hitler.“ Der denkende Arbeiter wird keine Lust verspüren, zu diesen verlogenen Kämpfern und Hitler zu gehen, sie werden bei der Wahrheit bleiben und um ihr eigenes Wohl bemüht sein. Sie haben genug vom Bürgerkrieg. Den Arbeiter vertritt die Gewerkschaft und die Sozialdemokratie, die er auch am Wahltag wählen wird.

Als Lustigkeit dient hervorgehoben zu werden, daß das Schwindelflugblatt in der Unterschrift noch ganz besonders als geistiges Eigentum der Gauleitung Sachsen der Patentkrenzler bezeichnet wird. Die Vurscher legen also noch Wert darauf, daß dieser gehässige Schwindel ihr Eigentum bleibt. Der soll ihnen auch bleiben, es wird keinen, der auch nur ein Fränkchen Ehre im Leib hat, gelüsten, sich diese Verlogenheit zu eigen zu machen.

„Ganz kein“, meinte er, „habe ich angefangen. Von Königsberg nach Madrid bin ich zu Fuß gegangen. Heute reise ich jährlich von Amsterdam nach Wien, von London nach Delft und von Moskau nach Jaffa, ohne andere Kreuzfahrten, Paris, Berlin, Petersburg, Stockholm. Überall tragen mich meine Geschäfte hin und die Gefahr umlauernt mich dabei ständig.“

Wahrscheinliche Episoden von diesen Fahrten gab dieser internationale Hochstapler nach zum Besten. Einmal mußte er anfänglich einer Reize von Madrid nach Paris seine jämlichen Koffer im Stich lassen, da er unvorhergesehen mit seiner Rolle vorzeitig einsehen mußte und das „Geschäft“ dann nicht mehr planmäßig abgewickelt werden konnte.

Seine große Kenntnis der internationalen Gesellschaft gab ihm Raum für die schwirrigsten „Unternehmungen“. Aus einem längeren Aufenthalt in Brasilien mußte er, daß ein Textilfabrikant in Mitteldeutschland, der früher einmal in Rio de Janeiro gelebt hatte, viele Familien der dortigen Gesellschaft kennt. Auch mußte er, daß dieser Fabrikant die portugiesische Sprache beherrschte und gern jener Bekannten in Rio de Janeiro gedenkt. Der Plan des Gaunners ging nun darauf aus, eine erhebliche Summe bei dem Fabrikanten loszumachen.

Nach sei er in der Laune des Weines und in der Begierde unverhüllten Erzählung kloppte die Sache gut. Er kommt in der mittel-deutschen Stadt M. an und fragt sich mit kaum verständlichen Gesten und Brocken von Deutsch nach der Wohnung des Fabrikanten durch. Da gelangt er zu dem Mann, mit dem er nun portugiesisch reden und ihm seine Not vortragen kann. Deutsch versteht er kaum ein Wort! Er ist der herangezogene Sohn einer begüterten Familie in Rio de Janeiro, die der Fabrikant seinerzeit vor Jahren recht gut gekannt hatte. Unterwegs sind dem jungen Brasilianer unglücklichweise Geld und Ausweispapiere abhanden gekommen. Wollig mittellos steht er nun da und kann sich nur in Portugiesisch und Französisch verständigen. Ein großes Fragen über alle bekannten Familien in Rio de Janeiro setzt nun ein. Der Gauner ist außerordentlich beschlagen und kann sehr viel berichten. Ein Gedanke an Täuschung kann gar nicht aufkommen. Der brasilianische Sohn wird jählich bewirtet. In seiner Führung überreicht der Fabrikant „dem Sohn seines ehemaligen Ausgenossen in Rio de Janeiro“ einen Leinwand, einen braunen Lappen.

Spät suchten wir unsere Herberge auf. Koch ehe wir uns trennten, gab er uns für die Vereinerbringung unserer mageren „Freunde“ noch verschiedenen guten Rat. Streng verlangte er von uns, daß wir ihn in der Stadt, falls wir ihm begegnen würden, nicht ansprechen sollten. Am nächsten Tage sahen wir ihn, mit Büchern unterm Arm, wie einen Studenten die Straßenbahn bestiegen.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Erhaltenen Anweisungen gemäß sah uns die dortige deutsche protestantische Kirche in ihren Mauern, wo wir aus mörderischen Gesangbüchern andächtig mit-singen durften. Ein deutscher Herr gab von der Kanzel seine Erlehnisse als Missionar im dunklen Afrika zum Besten. Der Zweck unserer Übung war dann eine „Vorstellung“ bei ihm, die er auch ganz „verständlich“ aufzunehmen mußte.

Eines Tages, ungefähr anderthalb Jahr später, es war in Bayerns Hauptstadt, eilte ich nach dem Bahnhof, um rechtzeitig zu einem Vortrag zu gelangen. Da stohle ich in der Sonnenstraße auf dem geriebenen Hochstapler von Livorno. Ich sprach ihn an. Gern hätte er sich meiner nicht mehr erinnert; aber er konnte sich nicht entziehen. Seine Veränderungen waren mit ihm vorgegangen. Nur in düstiger Kleidung machte er einen armseligen Eindruck. Schwere Umwetter auf seinen Fahrten hatten ihm wohl bis mitgeschafft. Wer weiß, wo er seine Koffer hatte zurücklassen müssen. Er redete faum ein Wort und ich sorgte nicht. Meinen Zug durfte ich auf keinen Fall verpassen.

Kräuel stunder. Lebewesen stoff, geblendet von der leuchtenden Schönheit der Erscheinung.

Plötzlich eine rauhe Kommandostimme. „Hier ist sie!“ Ein Dugend wilde, mit fürchterlichen Wuchwerkzeugen bewaffnete Gestalten stürzten sich auf die Gerechtigkeit und schleppten sie in Ketten fort. Ein tausendstimmiger Schrei der Empörung durchhallte die Luft und viele, viele der vorhin so Willigen verjurten sie zu befreien. Doch noch mehr jener Bewaffneten kamen hinzu, besperrten ihnen den Weg und töteten eine große Zahl. In einem dunklen, steilen Gewölbe, umgeben von hohen Steinwänden und starkem Drahtgitter, herrschte man die Gerechtigkeit ein. Nachdem man sie mit vielen Ketten und starken Schloßern gefesselt hatte, stohle man ihr gewaltjam einen Schlaftrunk ein, worauf sie in einen tiefen, tiefen Schlaf verfiel.

Die Nacht kam heran, noch hing der Blutgeruch der Getöteten in der Luft. Das Haken hatte nachgelassen, nichts rührte sich mehr, nur diejenigen, die triumphierend mit der Gerechtigkeit abgezogen waren, schrien und tanzen, schwangen ihre Mordwaffen und tranken Unmengen von Wein. Zwischen ihnen spazierten ordnungsgemäße und zylinderbewehrte, hochmütig aussehende Männer mit ihren Frauen, von denen sie beglückwünscht wurden und Lohn empfangen. Als alle betrunken waren, wurde es auch dort ruhig. Nichts war zu hören. Die Dunkelheit wurde plötzlich durch einen fahlgelben Lichtschein schauerlich erhellt. Das gelbe Licht formte sich zu einer Gestalt. Ein Kopf wurde sichtbar mit scharflich breitem Maul und mit Augen, aus denen Blut troff. Nach hinten dehnte sich ein langes, plumper Leib aus. Ungeheuer lange Arme und Beine mit gewaltigen Krallen spreizten sich in unendlicher Weite, alles umfassend und ergreifend über die ganze Welt. Ein pestartiger Rauch entströmte dem Rachen des Ungeheuers und aus seiner Kehle ertönte ein gellendes Lachen. Lebend und voller Entsetzen verhängte die Menschen ihre Fenster, doch es nützte nichts, das Licht durchdrang selbst die Mauern. Schaurig grollte seine Stimme: „Bermessene Brut, ihr habt es versucht, meine Herrschaft zu brechen. Meine große Feindin, die Gerechtigkeit, wolleth ihr befreien, um mich die Ungerechtigkeit, machtlos zu machen. Ich, der Inbegriff alles Unrechts, bin als, meine Macht ist verbreitet über den ganzen Erdball. Viele, viele Freunde besitze ich, sie sind durch mich reich und mächtig geworden, sie schätzen, hegen und pflegen mich. Sie sind es auch, die gefesselt die überflüssige Gerechtigkeit gefangen setzen. Meine besten Freunde aber, die Zwietracht, der Haß und die Mißgunst, leisten mir die besten Dienste. Zum Wegbereiter wählte ich mir die Dummheit, ohne sie wäre meine Herrschaft schnell zu Ende, doch sie ist mit treu. Wollt ihr Schwächlinge mich befreien, wolleth ihr eure geliebte Gerechtigkeit befreien — wolleth, so vernichtet erst meine Freunde.“ Rajendes Hohngelächter erschütterte die Luft, Gift quoll in Wolken aus dem Rachen des Ungeheuers, und es ward wieder still und finstler.

Das Leben ging nach diesem Ereignis wieder seinen alten Gang. Doch es kam eine Zeit, da wurde die Gerechtigkeit befreit. Die Steinwände und das Drahtgitter wurden gesprengt. Wieder schritt hoch erhobenen Hauptes die lichte Gestalt der Gerechtigkeit durch die Welt, Zwietracht, Haß und Mißgunst schienen gefesselt, die Dummheit und Ungerechtigkeit wanden sich in fürchterlichen Krämpfen und waren dem Tode nahe. Viele Millionen Menschen jubelten und freuten sich aufrichtig, nun mühte es besser werden. Doch der Jubel war verfrüht. Die Freunde des Unrechts hatten sich im Verborgenen erholt, sie schlichen sich wieder unter die Menschen und nahmen Besitz von ihren Gedanken. Bald traute einer dem andern nicht mehr und es brachen wilde Kämpfe aus, in denen ein Freund den andern erschlug. Die Zwietracht und der Haß trieben sie immer von neuem aufeinander los, während die Dummheit höhnisch lächelnd abseits stand. Weit, weit am Horizont lauerte die Ungerechtigkeit, die Streizenden waren mit Blindheit geschlagen und so sahen sie das Ungeheuer nicht. Dieses spie aus seinem Rachen einen Haufen bewaffneter, blutrünstiger Geister, welche die Gerechtigkeit ergreifen, sie fortzuführen und in noch viel festere Gewölbe einsperrten, wie vor dem. Die Erde erzitterte von dem brüllenden Freudenlächer des Unrechts — die Ungerechtigkeit war Sieger geblieben. Die Freunde und Begleiter des Unrechts aber blieben weiter bei den Menschen und nahmen ganz von ihnen Besitz. So ist es bis heute geblieben und heute noch sitzt die Gerechtigkeit gefangen im dunkeln, steilen Gewölbe. Wer hilft sie befreien?

Lorenz Beed.

Vernichtende Gewalten

Inmitten rastloser, nicht erdenklicher Bewegung wirbelnder, rasender Tanz des Lebens. Zwischen all diesem drängenden, hastenden Jagen schreitet hochauferichtet eine lichte Gestalt. „Ich bin das Recht, die Gerechtigkeit“, laut glodenell ihre Stimme. Der wirre



Verbandsleben



Das liebe Ich

Es ist uns immer der Nächste, von welchem die Bibel sagt, wir sollen ihn lieben wie uns selbst. Es mag sein, was und wo und wie es will: Immer suchen wir das liebe Ich an den uns recht dankenden Platz zu stellen.

Im überfüllten Tram, da mögen die andern stehen, jemand muß doch sitzen, warum nicht ich? Im Theater suchen wir uns den besten Platz aus. Soll ihn etwa ein anderer nehmen? Ebenfugot doch ich!

Und auf dem Markt: Da suchen wir Frauen die schönsten Hohlköpfe aus, die andern bleiben für nachkommende Käuferinnen; und aus dem Eierkorb wählen wir die größten Stücke seines Inhaltes. Wer zuerst kommt, mahlt zuerst! denken wir. Jemand wird auf alle Fälle die größten Eier bekommen, gut, so will ich der Jemand sein.

So ist überall, in großen und kleinen Sachen. Leider aber kommt auch in dieser tausendfach bewiesenen Regel die Ausnahme vor: Jemandem wollen wir das liebe Ich gern zurückdrängen.

Wie stets mit der Arbeit in den Gewerkschaften? Jemand muß sie machen, warum nicht ich?

Ach nein, diesmal könnt's anders. „Ja, natürlich muß sie gemacht werden, warum aber uns' Himmels willen soll ich gerade derjenige sein, welcher...? Und so weiter.

Da gibt man seinem lieben Ich einen Stoß, schiebt es beiseiten zur Seite und läßt den andern gern, wirklich von ganzem Herzen gern den Vortritt, den Platz näherbei, den man sonst in allen Dingen für sich beansprucht. So kommt es, wie's vorausgesehen ist. Wenn das liebe Ich sich vordrängt, die vielen lieben Ichs sich eine günstige Stellung streitig machen, dann ist eines sicher: Jemand wird zweifellos den Platz der vielen Wünsche schließlich einnehmen und sich dort selbstzufrieden breit machen. In bezug auf die Gewerkschaftsarbeit aber und die verschiedenen Pflichten und Notwendigkeiten geschieht das hie Gegenteil: Jeder läßt, wie schon gesagt, aus (zweifelhafter) Bescheidenheit den andern den Vortritt und der — leere Platz bleibt leer!

Das alles lieft sich hübsch gemütlich, wie ein schöner Spaß, ist aber bitterer, trauriger Ernst. Es stände viel besser um die Arbeiterschaft und ihre Verhältnisse, wenn jeder einzelne Arbeiter sich zu seinen Pflichten mit ebensoviel Nachdruck hingestellt wolle, wie zu seinen wirklichen oder vermeintlichen Rechten. Es ist aber doch klar: Um uns aus Armut, Ausbeutung, Sklaverei herauszuarbeiten, zu befreien, sind ungeheure Kräfte notwendig. Kräfte, die zum großen Teil unätig noch schlummern, oder die halbwegs in Kleinheiten sich verstreuen, die sich in kleiner Münze verausgaben in Kaputtarbeiten um winzige Vorteile für das liebe Ich. Diese notwendigen Kräfte müssen vereint sein mit Pflichterfüllung jedes einzelnen zusammengefaßt zu einem festen, klaren, unüberwindlichen Willen.

Hie und da hört man Arbeiter sagen: „Ja, wenn's losgeht, bin ich auch dabei. Ich nehme auch meinen Schießprügel und hane drein!“ Oder ein anderer meint: „Zur rechten Zeit werde ich meinen Mann schon stellen, aber jetzt? Ach was!“ Und ein Dritter: „Ach, ihr mit euren ewigen Gewerkschaften! Was hat das alles für einen Wert? Nein für die Sache ist's! Ich bin fürs Ganze. Wenn einmal alle organisiert sind und alle das gleiche denken und sagen und wollen und tun, topp! Hand her, dann schlage ich auch ein!“

Das liebe Ich glänzt auf einmal in der Ferne als von nah — rücken wir's weiter weg! Wie ein Bild der modernen Malerei, das um so hübscher wird, je mehr wir uns von ihm entfernen, um es zu betrachten.

Wie kleinlich und selbstsüchtig ist solches Denken! Wenn jeder warten will, bis „es losgeht“, na — dann warten wir eben! Dann können sich noch unsere Kinder und Kindeskinder die Beine in den Leib stecken mit Worten! Und wenn alle sich erst dann organisieren wollen, wenn „alle“ organisiert sind, was kann da heraus? Wenn jeder seine Pflicht als organisiert Arbeiter erst dann erfüllen will, wenn alle andern das selbe tun, kommt es dann je dazu?

Die Leute sind in ihrer scheinbaren Bescheidenheit beläbigend anspruchsvoll. Ihr Wankwollen bis alles so weit ist, wie sie es verlangen, sagt klipp und klar: Sie erwarten, daß andere das Notwendige dazu tun. Daß andere schaffen, das Rad an den Speichen fassen und vorwärts drehen...

Leider gehören sehr viele Arbeiter zu dieser Sorte. Sehr viele Organisierte auch noch. Die glauben damit, daß sie die Notwendigkeit der Gewerkschaftsorganisationen anerkennen, ihre Pflicht erfüllt zu haben. Und die ganze verantwortungsvolle, große, unerlässliche Arbeit bleibt auf wenigen liegen oder kann zum Teil, so notwendig sie ist, nicht getan werden.

Wie viele Arbeiter gibt es! Nähme jeder ein Teilchen der zu bewältigenden Aufgabe auf sich, ein kleines Teilchen nur des großen Werkes: welche Summe an Arbeit würde geleistet! Welche Erfolge könnten erzwungen werden! Wie viele Werte würden geschaffen! Denn es geht mit dem Wissen und Können des Arbeiters wie mit der Pflanzgut: die geerntete wird von ihrer Arbeit glanzend und schön, die müßige aber welkt. Der Arbeiter, der seine Fähigkeiten (und jeder hat etwache!) verwirft im Dienste der Arbeiterschaft, der Gewerkschaften, er trägt nicht nur durch die geleistete Arbeit, sondern auch noch insofern, daß er dabei immer mehr lernt und seine Leistungsfähigkeit dadurch erhöht. Er schafft wertvolle Arbeit und wird dabei selber für die Gewerkschaft nicht wert.

Es gilt, das liebe Ich zu überwinden. Manchem Arbeiter ist dieses der größte Hindernis als der Kapitalismus. Es hält ihn fest zurück, wenn es aus Wehr geht; es heißt ihn sich durch den Schlag der „Kohorten“, es zeigt ihm die lächerlichen, kleinen Grundregeln seines gewöhnlichen Lebens, um die zurückzugehen, mehr zu fordern; es heißt ihn auf gegen selbstverständliche Pflichten durch jämmerliche Spitzfindigkeiten, indem es sagt: Ein anderer soll sie erfüllen! Oder: Noch ein anderer tut sie auch nicht!

Und zuletzt belagt es ihn auch, das liebe Ich den Arbeiter, der sich ihm bemagt, es belagt ihn: Schame du für dich, das ist deine Pflicht. Wenn jeder so macht, ist für alle gesamt!

Das liebe Ich!

Der Arbeiter muß als Teil eines großen, starken Ganzen denken und fühlen können. Als Glied des mächtigen Körpers.

Klassenbewußtes Proletariat. Er muß einsehen lernen, daß von diesem Körper jedes einzelne Glied seine Arbeit tun, seine Aufgabe erfüllen muß; und dieser Erkenntnis als selbstverständlich nachleben. Dazu gehört auch, daß er sich und seine Arbeit ins Ganze einfügt, daß sie lüdenlos sich an ihren Platz einfügt, zum andern paßt.

So ein ganzes organisiertes, aktives Proletariat ist unüberwindlich und alles besiegend. Und es wird imstande sein, jedem einzelnen der vielen Millionen „lieben Ichs“ mehr an Zufriedenheit und Freude, Wohlergehen, Recht und Freiheit zu geben, als der Glückseligste darunter mit Hilfe des bereitwilligsten Zufalls für sich allein es fertig brächte. E. B r u g g m a n n.

Ergebnisse der Verbandstätigkeit

Bezirk Breslau. In der Verwaltungstelle Breslau ist das Siegereinabkommen verbessert worden. Gehaltsentziehung 75 vH; bei einer Arbeitsdauer von mehr als 18 Stunden 80 vH. Hilfsarbeiter erhalten in den ersten sechs Wochen ihrer Beschäftigung eine besondere Siegereinabgabe von 5 vH zum tariflichen Lohn; in der Folgezeit den Tariflohn für angeleitete Arbeiter.

Eisenhütten Niederriethen. Durch Vereinbarung Neuregelung des Lohnes unter Erhöhung um 7 1/2 % auf 74 s. Höchste Altersstufe für Hilfsarbeiter von 24 auf 21 Jahre herabgesetzt. Für Alfordarbeiter Erhöhung der Ferienentschädigung um 11 s, die Stunde auf 74 s.

Brieg. Durch Vereinbarung Erhöhung des Spitzenlohnes um 9 1/2 % auf 72 1/2 s. Gehaltsentziehung von bisher 60 auf 75 vH erhöht.

Bezirk Dresden. Südh. Elektrizitätswerke. In freier Vereinbarung Lohnhöhung ab 1. April 1928 um 12 1/2 vH. Spitzenlohn von 81 auf 91 s. Dazu Sozialzulage für Frau und erstes Kind je 3 s, für jedes weitere Kind 2 s die Stunde.

Elektronmonture „Ladef“. Erhöhung des Spitzenlohnes um 10 s auf 118 s in der Ortsklasse I und 113 s Ortsklasse II.

Bezirk Erfurt. Thüringer Metallindustrie. Erhöhung der Spitzenlöhne um 6 s für Facharbeiter (von 71 auf 77 s), um 5 s für Angeleitete, um 5 s für Ungerichtete, um 4 s für Weibliche und um 3 s für Jugendliche. Die tariflichen Stundenverdienste werden in gleicher Weise erhöht.

Bezirk Frankfurt. Für Metallindustrie in Frankfurt, Offenbach, Hanau und Darmstadt Spitzenlohnhöhung um 6 s, und zwar auf 82 s für Darmstadt, auf 83 s für Hanau und auf 85 s für Offenbach und Frankfurt a. M. Höchste Altersstufe für die Löhne von 25 auf 24 Jahre herabgesetzt.

Sahngelbiet Oberhessen. Spitzenlohnhöhung um 6 s auf 76 s mit entsprechender Verbesserung der Alfordpreise.

Fulda. Lohnhöhung durch Schiedsgericht um 5 s in der Spitze.

Wiesbaden. Durch freie Vereinbarung Erhöhung des Spitzenlohnes um 5 s auf 66 s. Ab 1. August 1928 weitere 2 s.

Wendorf. Durch Vereinbarung Lohnhöhung um 7 auf 77 s.

Bezirk Halle. Gas-, Wasser- und Elektrizitätswerke Mitteldeutschland. Durch freie Vereinbarung Lohnhöhung von 7 s für Ungerichtete, Angeleitete und Ungerichtete. Spitzenlohn 88 s und 2 s Sozialzulage die Stunde für verheiratete Arbeiter.

Bezirk Hannover. Südbesheim. Durch freie Vereinbarung Lohnhöhung um 6 s, ab 1. Oktober 1928 1 s mehr. Facharbeiter, die in Lohn arbeiten, erhalten Leistungszulagen, damit ihre Verdienste die der Alfordarbeiter erreichen.

Bezirk Köln. Verwaltung Köln. Für die allgemeine Metallindustrie wurde durch freie Vereinbarung eine Erhöhung der Stundenlöhne erzielt für Ungerichtete um 8 s, in der Spitze auf 89 s, für Angeleitete um 10 s auf 78 s und für Ungerichtete um 7 s auf 73 s. Tariflohn der Metallarbeiterinnen von 70 auf 75 vH ihrer Vergütungsgruppe erhöht. Alfordarbeiter über 20 Jahre erhalten eine feste Zulage von 4 s die Stunde. Sozialzulage für Verheiratete je 2 s die Stunde und Angehörigen.

Klempner und Installateure. Lohnhöhung von 7 s, so daß Spitzenlohn 142 s beträgt.

Reilmann. Durch Vereinbarung Lohnhöhung um 5 s auf 80 s. Mehrarbeitszeit von 6 auf 4 Stunden verläßt.

Bezirk Nürnberg. Streik in der Provinzmetallindustrie ist erfolgreich beendet. Die von den Metallindustriellen angekündigte Ausweitung wurde durch vorherige Verhandlungen und Entschärfung des Sozialministers, wonach Spitzenlöhne auf 74 s ab 1. März und auf 76 s ab 1. Oktober 1928 erhöht werden, verhindert. Lohnerhöhung beträgt zusammen 7 s. Alfordpreisberechnung erfolgt entsprechend.

Bezirk Stuttgart. Freiburg i. B. Arbeitszeitverkürzung von 53 auf 51 Stunden vereinbart. Höchste Altersgrenze für Lohnberechnung von 25 auf 24 Jahre herabgesetzt.

Mannheim. Lohn der Schmarbeiter in der Metallindustrie von 81 auf 86 s erhöht. Die Arbeiterschaft lehnte diese Erhöhung ab. Der Spruch soll jedoch nicht für Alfordarbeiter gelten. Die Unternehmer beantragten die Verbindlichkeit des Spruches. Diese wurde vom Schlichter für die Schmarbeiter ausgesprochen. Die Entscheidung über den Teil des Schiedspruches, der die Alfordarbeiter von der Erhöhung ausnimmt, wurde zurückgestellt.

Salz. Für die Metallindustrie erfolgte ein Schiedspruch, der die Löhne von 73 auf 78 s und für Firmajense und Ludwigshafen von 79 auf 84 s erhöht. Der Spruch wurde von der beteiligten Arbeiterschaft als annehmbar abgelehnt, jedoch vom Landes-Schiedsrichter für verbindlich erklärt.

Feinigungsmonture für Württemberg, Baden und Pfalz. Durch Vereinbarung Lohnhöhung von 1,32 auf 1,40 s.

Die Not der schwerhörigen Arbeiter

Auf die Klagen in Nr. 6 und 14 der WZ von schwerhörigen Kollegen möchte ich mitteilen, daß diese Fälle nicht vereinzelte sind, sondern in die Tausende gehen. Was diese Kollegen schreiben, kann ich aus Erfahrung unterstreichen. Ich selbst bin seit 1924 taub. 1926 wurde ich mit anderen Kollegen entlassen. Daß ich anderswo Arbeit bekommen würde, war vollständig ausgeschlossen. Ich ging nun zum Gesundheitsamt der Kriegsbeschädigten und ließ einen Gehörstests ausstellen, wozu ich auch ein Zeugnis des Oberamtsarztes benötigte. Nach einiger Zeit wurde mir vom Leiter des Amtes mitgeteilt, daß mein Gehörstestsausgang vorerst nicht genutzbar werden konnte, weil noch mehr Schwerhörige im Bezirk arbeitslos seien. Ich solle mit der Firma, wo ich beschäftigt war, wegen Wiedereinstellung verhandeln. Nach Wiedereinstellung konnte der Antrag wieder gestellt werden und ich habe dann Aussicht auf Genesung. Es hat aber ein halbes Jahr gedauert, bis sich die Firma herbeilassen mich wieder einzustellen. Bis jetzt dürfte ich denken, wie lange, wenn niemand Alle, die wieder eingestellt wurden, mußten einen Fortschritt unterzeichnen, daß man uns wieder entlassen dürfte, wenn die Arbeit zurückgeblieben. Eine Mitteilung über den Gehörstestsausgang habe ich nicht mehr erhalten. Zum Schluß möchte ich allen schwerhörigen und erkrankten Kollegen den Rat geben, in eine Schwerhörigenvereinigung, deren es in Deutschland mehrere gibt, einzutreten und mitzuarbeiten. In der Arbeiterschaft, ermöglicht leben können. Denn was ein Schwerhöriger oder gar Ertaubter durchzumachen hat, kann sich ein Gehörstarker gar nicht vorstellen.

Mitteilungen des Vorstandes

Telegraphenadresse: Metallvorstand Stuttgart
Telephonnummern: S.-U. 62441, 62442, 62443

Mit Sonntag dem 22. April in der 17. Wochensitzung für die Zeit vom 22. bis 28. April 1928 tätig.

Für den Bezirk Frankfurt a. M. wird zum sofortigen Antritt ein

Bezirkssekretär

gesucht, der mit den Einrichtungen unseres Verbandes und Arbeiterrecht vollständig vertraut ist, rednerische Fähigkeiten besitzt eine mindestens 5-jährige Mitgliedschaft im DMB und Tätigkeit in Arbeiterbewegung nachweisen kann. Selbstgeschriebene Bewerbung mit den erforderlichen Angaben über die bisherige Tätigkeit ist zum 25. April 1928 mit der Aufschrift: „Werbung Bezirkssekretär Frankfurt“ an den Vorstand des Deutschen Arbeiter-Verbandes, Stuttgart, Klotzstr. 16, einzulegen.

Die Anstellung erfolgt nach den Bestimmungen des § 8 Verbandsstatuts. Das Gehaltsverhältnis regelt sich nach den Beschlüssen des 16. Verbandstags in Kassel und den Beschlüssen Vorstand und Ausschuss.

Für den Bezirk Dresden wird zum baldigen Antritt ein

Bezirkssekretär

gesucht, der mit den Einrichtungen unseres Verbandes und Arbeiterrecht vollständig vertraut ist, rednerische Fähigkeiten besitzt eine mindestens 5-jährige Mitgliedschaft im DMB und Tätigkeit in Arbeiterbewegung nachweisen kann. Selbstgeschriebene Bewerbung mit den erforderlichen Angaben über die bisherige Tätigkeit ist zum 9. Mai 1928 mit der Aufschrift: „Werbung Bezirkssekretär Dresden“ an den Vorstand des Deutschen Arbeiter-Verbandes, Stuttgart, Klotzstr. 16, einzulegen.

Die Anstellung erfolgt nach den Bestimmungen des § 8 Verbandsstatuts. Das Gehaltsverhältnis regelt sich nach den Beschlüssen des 16. Verbandstags in Kassel und den Beschlüssen Vorstand und Ausschuss.

Häufig werden Anfragen einzelner Mitglieder an den Vorstandssekretär über Angelegenheiten, die ihre Entscheidung nicht der zuständigen Ortsverwaltung finden können. Meistens ist der Vorstandssekretär ein Ausweis über die Mitgliedschaft nicht genehmigt. Die Mitglieder sollten sich hierzu zunächst an die Ortsverwaltung wenden.

Stuttgart, Klotzstraße 16. Der Vorstandssekretär

Zur Beachtung! • Zugzug ist fernzubald

von Waagenjustierern nach Oshaz (Oshazer Waagenfabrik) (Wielig) S.L.
A. = Lohnbewegung; D. = Differenzen; v. St. = Streik in St. = Streik; W. = Wahrung; Ri. = Rühländer; A. = Ausbeutung.
Arbeitsuchende Mitglieder sind verpflichtet, auch wenn der betreffende Ort nicht in der Zeitung gedruckt ist, Ortsverwaltung der zuständigen Ortsverwaltung oder, wo eine solche nicht besteht, Vorstand einzuholen. Das Schriftstück ist von der Verwaltung, der Mitgliedschaft zurzeit angeht, zum Ausweis der Mitgliedschaft abzugeben.

Anträge auf Verhängung von Sperren müssen von den Ortsverwaltungen über die Bezirksleitungen an den Vorstand eingereicht werden und ausreichend begründet sein.

Verbandsanzeigen

Seidenheim. Zum Geschäftsführer wurde Peter Häberle Medarjulum gewählt. Den Bewerbern besten Dank.

Bei der Arbeiterratswahl auf der Marinewerft in Wilhelmshafen erhielt die Liste der freien Gewerkschaften von den abgegebenen 6036 Stimmen 5418, die Liste der Christlichen Gewerkschaften 147 Stimmen, die Liste der Christlichen 175 Stimmen die Liste der nichtorganisierten Arbeiter (Wasserländische und Ehlfelmer) 216 Stimmen. Wahlberechtigt waren 6878 Mann. Die Mandate im Arbeiterrat erhielten diesmal sämtlich die freien Gewerkschaften. Im vorigen Jahre hatte die Stahlhelmliste noch einen Mandat Mandaten erzielen können. — Bei der ebenfalls geschlossenen Angestelltenratswahl erzielte die Liste des freigewerkschaftlichen Abwands 470 Stimmen, die Liste 2 (G. A. und D. 236 Stimmen. Die sogenannten blauen Verbände konnten ihre Mandate halten, während die freigewerkschaftlichen Angestellten ihren bisherigen sechs Mandaten ein siebentes hinzu erlangten.

Allgemeine Kranken- und Sterbefasse der Metallarbeiter und anderer gewerblicher Arbeiter (V. a. G.)

Hamburg, Rothenbaumchaussee 20.

Einnahmen und Ausgaben der Hauptkasse im Monat März 1928

Krankentasse:	
Einnahmen	41967,51 M
Ausgaben	108009,31 M
Mehrausgaben	66041,80 M
Kassenbestand am 1. März 1928	1276932,85 M
31. 1928	1209941,05 M

Sterbefasse:	
Einnahmen	85980,12 M
Ausgaben	17110,94 M
Mehrausgaben	18869,18 M
Kassenbestand am 1. März 1928	106507,61 M
31. 1928	1103926,79 M

Kollegen aller Berufs! Schützt euch und eure Familie im Krankheitsfall vor Hunger und Not und tretet in die Metallarbeiter Krankentasse ein. Folgt nicht den Lockungen der Agenten der kapitalistischen Versicherungen, wo ihr nur zu zahlen, aber nichts zu erhalten habt. Bewahrt euch vor Schaden dadurch, daß ihr euch nur bei eigenen Unternehmungen versichert. Im Jahre 1880 von Arbeitern gegründet, besitzt die Kasse heute über 1000 Verwaltungstellen, die sich über das ganze Deutsche Reich erstrecken. Der Beitritt kann bei allen Hauptverwaltungen jederzeit erfolgen oder man wende sich an die Metallarbeiter und anderer gewerblicher Arbeiter (V. a. G.), Hamburg 13, Rothenbaumchaussee 20.

Hamburg, im April 1928. Der Vorstand

Kann der Unternehmer übertariflichen Lohn zurückverlangen?

In der rechtlichen Beurteilung untertariflichen Lohnes hat das Reichsarbeitsgericht sich der herrschenden Meinung angeschlossen. Der Tariflohn ist unanfechtbar, jede Vereinbarung untertariflichen Lohnes und jeder im voraus erklärte Verzicht des Arbeiters auf den vollen Tariflohn ist unwirksam. Jeder Arbeiter kann an jedem Zahltag und bedingt den Tariflohn fordern. Aber wenn der Zahltag da ist, dann kann der Arbeiter durch Erlaßvertrag auf einen Teil des verdienten Lohnes verzichten, weil er über den verdienten Lohn frei verfügen, ihn auch verschenken kann.

Wenn diese Auffassung auch dem Zwecke des Tarifvertrages nicht gerecht wird, so muß man mit ihr doch als praktisch möglich rechnen. Wichtig ist dabei die Feststellung des Reichsarbeitsgerichtes, daß der Erlaßwille des Arbeiters einwandfrei nachgewiesen werden muß und in der stillschweigenden Annahme des untertariflichen Lohnes noch nicht ohne weiteres ein Verzicht auf den zustehenden Rest gesehen werden darf.

Wie sieht es nun umgekehrt mit dem Anspruche des Arbeitgebers? Kann er vorher oder nachher auf seine Tarifrechte verzichten? Oder kann er den etwa gezahlten übertariflichen Lohn nachträglich ebenso zurückfordern, wie nach der richtigen Auffassung der Arbeiter die Differenz zwischen dem empfangenen und dem tariflichen Lohn nachträglich fordern kann? In der Regel kann hier keine Zweifelsfrage entstehen. Denn in der Regel gilt der Tariflohn nur als Mindestlohn und ist der Vereinbarung eines höheren Lohnes nichts im Wege. Wenn aber der Unternehmer im Eintrage mit der tariflichen Erlaubnis einen höheren Lohn vereinbart, dann schuldet er diesen übertariflichen Lohn rechtskräftig und kann sich weder der Zahlungspflicht unter Berufung auf den Tarif entziehen, noch kann er den gezahlten Lohn später teilweise zurückverlangen.

Die Frage entsteht nur, wenn der Lohn nicht als Mindestlohn, sondern ausdrücklich als „der Lohn“ im Tarifvertrage festgelegt ist, wenn er etwa als „Höchstlohn“ bezeichnet oder ausdrücklich gesagt ist, daß eine Überschreitung des Tariflohn durch Einzelvereinbarung nicht zulässig ist. In diesem Falle kann ein höherer als der tarifliche Lohn nicht gültig zwischen Unternehmer und Arbeiter vereinbart werden. Die dahinter stehende Abmachung ist unwirksam, an ihre Stelle tritt der Tariflohn. Der Unternehmer kann weder durch Vereinbarung noch durch einseitigen Verzicht zu höherer Zahlung gültig verpflichtet werden. Bei jeder Lohnzahlung schuldet er also nur den Tariflohn.

Wenn er aber einen höheren Lohn tatsächlich gezahlt hat, so kann er nicht später den Überzahl zurückfordern. Das ergibt sich für die Stellung des Reichsarbeitsgerichtes von selbst. Denn wenn es dem Arbeiter gestattet ist, durch Erlaßvertrag auf einen Teil des verdienten Lohnes zu verzichten, ihn gewissermaßen dem Unternehmer zu schenken, so muß es natürlich erst recht dem Unternehmer gestattet sein, dem Arbeiter etwas zu schenken und ihm mehr Lohn zu zahlen, als er ihm schuldet. Auch von diesem Standpunkte aus, daß ein Verzicht des Arbeiters auf Tariflohn unter allen Umständen ungültig ist und er stets den Unterschied zwischen dem empfangenen und dem tariflichen Lohn bis zum Ablaufe der Verjährungsfrist (nach

zwei vollen Kalenderjahren) nachfordern kann, kommt man zu dem gleichen Ergebnisse. Denn das bedingt nicht, daß der Unternehmer ebenso behandelt wird. Das Arbeitsrecht ist in der Regel unparitätisch, denn es ist ausgesprochenes Schutzrecht für den Arbeitnehmer gegen den Arbeitgeber. Es ist die notwendige Rehrseite des Vermögensschutzes und will den im Dienste des Vermögens arbeitenden Menschen gegen Unterdrückung durch das Vermögen schützen. Wenn deswegen der Arbeiter auch gegen sich selbst geschützt werden muß, das heißt dagegen, daß er aus Not, Verwirrung oder Unachtsamkeit sich des Rechtes begibt, das der Staat ihm sichern will, so folgt daraus durchaus nicht, daß nun auch der Unternehmer in gleicher Weise gegen sich selbst geschützt werden müßte. Wenn er etwas verschenkt, was er nicht schuldet, wenn er mehr für eine Arbeitsleistung zahlt, als er zahlen muß, so hat das Recht keinen Anlaß, ihn daran zu hindern.

Daß seine Zahlung eine Verletzung der gegen seinen Verband bestehenden Pflicht zur Einhaltung des Tarifvertrages bedeutet, ändert nichts an der Rechtswirksamkeit der Zahlung. Der Verband kann natürlich mit den satzungsmäßigen Mitteln gegen ihn vorgehen, kann ihn bestrafen, kann ihn ausschließen. Aber der Verband kann nicht den übertariflichen Lohn vom Arbeiter zurückfordern und kann auch nicht beweisen, daß der Unternehmer das Recht zur Rückforderung erhält.

Man wird das auch nicht aus einer Tarifverletzung durch den Arbeiter folgern können. Denn auch wenn ein Lohnsatz im Tarifvertrage als Höchstlohn bezeichnet wird, so bedeutet es keine Tarifwidrigkeit und keine Verletzung der Gewerkschaftspflicht, wenn ein Arbeiter für geleistete Arbeit einen höheren als den tariflichen Lohn annimmt. Die Bestimmung des Höchstlohn wird nur um der Unternehmer willen aufgenommen und richtet sich nur gegen diese.

Auch daß der Unternehmer mit der Zahlung des Überlohn gegen die guten Sitten verstößt, kann nicht gesagt werden. So stark ist das Gefühl der Organisationspflicht noch nicht in das Bewußtsein der Allgemeinheit gedrungen, daß eine Verletzung der Verbandspflicht zu einem an sich guten Zwecke als Verletzung der Sittlichkeit gilt. Solange die Rechtsprechung unter Führung des Reichsgerichtes sich gegen organisatorische Zwangsmittel wie die Abwehrklausel im Tarifvertrage wendet, solange bleibt die sittliche Freiheit des Einzelnen zur Zahlung übertariflichen Lohnes bestehen.

Zurückfordern kann der Unternehmer natürlich, was er nicht wirklich gezahlt hat. Wenn er also im Irrtum über die Höhe des tariflichen Lohnes war und gar nicht mehr zahlen wollte, als er schuldig war; oder wenn er glaubte, ein von ihm geschlossener Arbeitsvertrag mit übertariflichem Lohn sei gültig und nur im Glauben an seine Pflicht gezahlt hat. In allen solchen Fällen, in denen er also gar nicht mehr als den tariflich erlaubten Lohn zahlen wollte, kann er die höhere Zahlung wegen Irrtums anfechten und den Überlohn zurückfordern. Aber wenn er im vollen Bewußtsein der Rechtslage mehr zahlt, als er kraft Vertrages zu zahlen braucht, und mehr, als er kraft Tarifvertrages zahlen darf, dann hat er kein Recht auf Rückforderung des Gezahlten. *Heinz Pöthoff, München.*

Mehr Vorsicht, mehr Rücksicht!

Eine der gefährlichsten und verbreitetsten Krankheiten ist die Tuberkulose. Mit allen Mitteln versucht die Staat, dieser Seuche zu steuern. Aber wenn nicht jeder an seinem Teile mitwirkt, ist solch ein Kampf sehr erschwert, um nicht zu sagen aussichtslos.

Es ist wohl allgemein bekannt, daß die Tuberkulose sehr ansteckend ist. Weniger bekannt dürfte es sein, daß sie oft so verheerend und schleichend auftritt, daß man lange Zeit keine Abkantung von einer Erkrankung hat, und wenn sie bei irgendeiner Gelegenheit voll zum Ausbruch kommt, es oft schon zu spät zur Heilung ist oder die Heilung Jahre in Anspruch nimmt. Es ist also mancher krank, mancher ansteckend, der es selbst nicht weiß. Ja, sogar die Ärzte können nicht immer gleich eine Tuberkulose feststellen, wenn sie einen nicht durchleuchten. Darum sollte jeder, der sich dauernd müde und matt fühlt, an Körpergewicht abnimmt, Husten oder Hustenreiz längere Zeit hindurch hat, sich an eine Lungenärztin wenden mit der Bitte um Durchleuchtung. Je früher eine richtige Behandlung einsetzt, desto schneller und sicherer die Heilung!

Wir oft steht man, daß Erwachsene, Mütter oder Tanten, kleinen Kindern aus ihrer Tasche zu trinken geben, mit dem Löffel, den sie eben selbst in den Mund stecken, die Kleinen füttern! Das ist eine unvernünftige Gleichgültigkeit und hat manchen bösen Keim schon in ein Kind gelegt, der dann zu gegebener Zeit sich bitter auswirkt. Sage nicht, du Mutter, ich bin ganz gesund, denn du weißt nicht, ob und wann bei dir eine Krankheit im Entstehen ist. Das ist auch nicht, daß deine Kinder eine Mundharmonika, ein Blashorn von anderen gebrauchen oder auf ihren Musikinstrumenten andere blasen lassen!

Ist nun wirklich in einer Familie einer an Tuberkulose erkrankt, daß ihr es nicht, so übt die größte Vorsicht. Der Kranke muß sein eigenes Bett, sein eigenes Geschloß, sein eigenes Handtuch haben, das andere nicht mit gebrauchen. Er muß sich selbst so oft wie möglich die Hände waschen, weil diese immer wieder mit Mund, Nase, Zäpfchen in Berührung kommen. Der Arzt und die Lungenärztin geben ja in solchen Fällen genügend Auskunft und Behandlungsmittel. Aber wie wenig werden sie beachtet! Darum, ihr Gesunden und ihr Kranken, übt mehr Vorsicht euren Mitmenschen gegenüber!

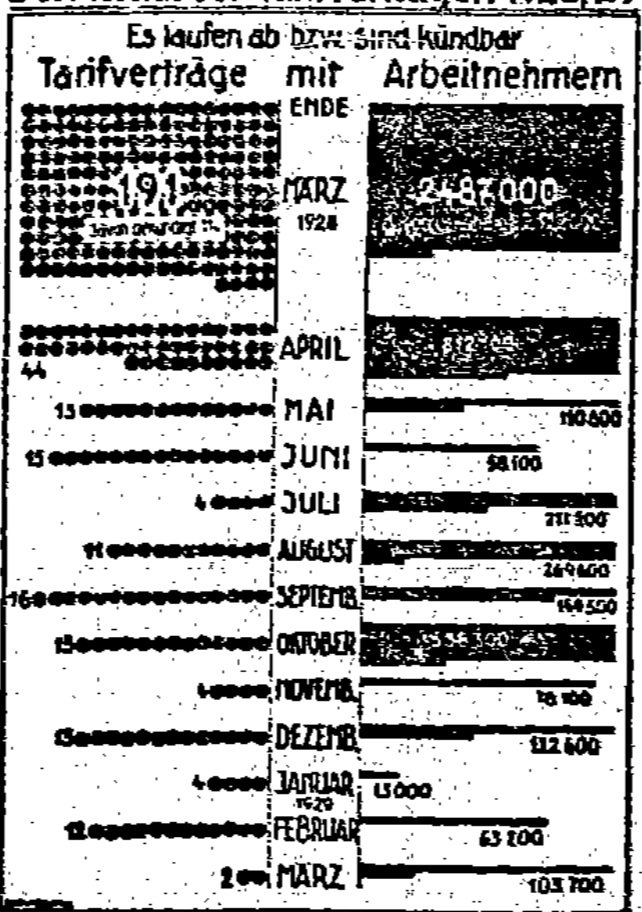
Aber, ihr Gesunden, übt erst recht große Rücksicht dem Kranken gegenüber. Seid nicht überauslich und denkt, ihr müßtet nun eure besten Freunde und Verwandten meiden! Dadurch, daß jemand einen Tuberkulosekranken besuchte, hat sich wohl noch nie jemand angesteckt, wenn er die nötige Vorsicht gebraucht. Setzt dich nie, daß du den Atem des Kranken nicht bekommst, etwa 1 bis 2 Meter entfernt. Wasche dir sorgfältig die Hände, wenn du wieder heimst. Dann kann dir ein Krankenbesuch nicht schaden. Er kann aber dem armen Kranken sehr nützen. Siehst er doch darin, daß du nach wie vor zu ihm hältst, daß du ihn in seiner Not nicht verläßt. Gerade die Tuberkulosekranken leiden unter Gemütsstörungen und seelischem Druck. Sie kommen sich ausgeschlossen aus der menschlichen Gesellschaft vor und die „menschliche Gleichgültigkeit“ gibt ihnen oft genug Anlaß zu solchen Gedanken. Man weider den Verkehr, man magt es nicht, in das Haus zu gehen, in dem ein Kranker wohnt. Wie sehr muß solch eine Denk- und Handlungsweise verurteilt werden! Sie trägt nicht zur Gesundung bei. Während Freundschaft und Liebe, alles Große und Schöne die Seelenkräfte hebt und dadurch auch die heilenden Kräfte im Körper stärkt.

Wie oft will man auch mit einem Krankgewesenen nicht zusammenarbeiten. Das ist einfach herzlos und nimmt ihm den Lebensmut. Doch man einen Geseunden oder Galtkranken nicht in Lebensmitteldirektionen duldet, ist ja selbstverständlich. Sogar aber fürchtet auch nicht so sehr vor Ansteckung, wenn ihr die nötige Vorsicht übt und auch der Kranke sie beachtet. Dazu mögen diese Zeilen dienen: *Heinz Pöthoff, ihr Identität Gesunden und Kranken, euren*

Mitmenschen gegenüber, und mehr Rücksicht, ihr Gesunden, den Kranken gegenüber, die in eurer Mitte leben. Helft ihnen die Krankheit tragen und mit großem Mitleid überwinden! Es ist eine schrittweise und eine langwierige Krankheit, die oft jahrelange Behandlung und Ruhe erfordert. Darum sorgt, daß die Gebuld dem Kranken nicht ausgeht, die mit ein wichtiger Faktor ist!

Tunet es auch nie, daß Fremde eure Kinder küssen und küßt selbst die Kleinen nie auf den Mund, sondern auf die Stirn oder Wade. *M. K.*

Der Ablauf von Tarifverträgen 1928/29



Die deutsche Wirtschaft steht zurzeit vor einer umfassenden Lohnbewegung, da die Gewerkschaften arbeitsrechtsmäßig den Recht Gebrauch machen, die ablaufenden Tarifverträge zu kündigen, um ihre Forderungen nach Lohnsteigerung durchzusetzen. Die Tarifvertragsstatistik, wie sie von der Vereinigung der deutschen Arbeitgeberverbände geführt wird und die sämtliche Industrie- und Gewerbezweige umfaßt, ergibt, daß bis zum April 1929 insgesamt 342 Tarife, die rund 5 Millionen Arbeitnehmer umfassen, ablaufen bzw. kündbar sind.

Unwirksame Entlassungen

Ein langwieriger Rechtsstreit in Arbeitsrechtsachen, im Vollmund der Metallarbeiter Mannheims Schraubstockproseß genannt, fand am 3. April 1928 vor dem badischen Landgericht in Mannheim endlich seinen Abschluß: die Firma Motorenwerke wurde endgültig verurteilt, an die am 10. September 1925 entlassenen Arbeiter der Tagelöhner den Lohn für vier Wochen zu zahlen und die Kosten des Verfahrens zu tragen.

Dem Rechtsstreit liegt folgender Sachverhalt zugrunde: Die Firma Motorenwerke Mannheim, Reichswehr, Berg, Abteilung

nationaler Motorenbau in Mannheim, beschäftigte bis 10. September 1925 1308 Arbeiter. Von diesen arbeiteten 170 in der Nachschicht und 1138 in der Tagelöhner. Am 10. September 1925 entließ sie, ohne Anzeige bei der Demobilisationsbehörde zu erstatten, 244 Arbeiter, von denen 135 in der Nachschicht und 109 in der Tagelöhner arbeiteten. Durch die Entlassung der 109 Tagelöhner blieben 60 Schraubstöcke und 6 Hobelbänke seit dem 11. September 1925 unberührt.

Von den entlassenen Tagelöhnerarbeitern haben damals zwei Schlichter durch den Deutschen Metallarbeiter-Verband beim Mannheimer Gewerbeamt Klage erhoben. Sie machten geltend, daß nach § 1 Abs. 1 Ziffer 2 der Verordnung betr. Maßnahmen über Betriebsabbrüche und Stilllegungen vom 8. November 1920 in der Fassung vom 15. Oktober 1923 eine angelegentliche Betriebsstilllegung für die dort angeführten Betriebe vorliege, wenn Betriebsanlagen ganz oder teilweise nicht benutzt werden und hierdurch eine gewisse Anzahl von Arbeitern zur Entlassung kommt. Dies streifte auf beklagte Firma zu.

Das Gewerbeamt hatte der beklagten Firma allerdings darin beigepflichtet, daß der Übergang von mehreren Schichten zu einer Schicht, durch die keine Betriebsanlagen außer Benutzung kommen, keine willkürliche Betriebsstilllegung im Sinne der Stilllegungsverordnung darstelle, da es nach dem Gesetz auf die räumliche und nicht auf die zeitliche Nichtbenutzung ankomme. Die Firma hat aber nicht nur die Nachschicht aufgehoben, sondern auch die Benutzung von 60 Schraubstöcken und 6 Hobelbänken seit dem 11. September 1925 eingestellt und die an ihnen beschäftigten Arbeiter aus der Tagelöhner, und zwar über 50 entlassen ohne Einhaltung der vierwöchentlichen Sperrfrist. Das Gericht stimmte dem Antrag des Betreibers aneres Verbandes zu und verurteilte die Firma, an jeden der Kläger den Betrag von 260 M gleich vier Wochen Lohn zu zahlen und die Kosten des Rechtsstreits zu tragen. Das war am 22. Oktober 1925.

Die daraufhin von der Firma eingelegte Berufung wurde von dem Landgericht, wie eingangs bemerkt, abgewiesen und somit das Urteil der Vorinstanz anerkannt. Nunmehr wird noch eine größere Anzahl Mitglieder des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes den gleichen Anspruch erheben und von der Firma Motorenwerke den Lohn für die Zeit der vierwöchentlichen Sperrfrist verlangen. Der Streitwert beläuft sich auf 15 000 M. *Ernst Rittze*

Betriebsunfall durch ungenügende Schutzvorrichtungen

(Nachdruck verboten.)

Der 3. Strafsenat des Reichsgerichtes beschäftigte sich am 2. April mit einer zur Gewerbe- und Industriebetriebe äußerst bedeutsamen Frage. 16 Jahre lang hatte die zuständige, aus sachmännlich geachteten Personen zusammengesetzte Gewerbeinspektion eine Papiererzeugmaschine bezüglich ihrer Schutzvorrichtungen unbeanstandet gelassen. Trotzdem folgten das Gericht auf Fahrlässigkeit und Voraussetzbarkeit eines Unfalls.

In der Papierfabrik S. in Düsseldorf gab der Abteilungsleiter R. am 7. Februar 1927 der Vorarbeiterin B. den Auftrag, die Papiererzeugmaschine in Gang zu bringen, um angekauftete Altpapierrollen auszuarbeiten. Die Maschine stand abseits in einem besonderen Räume und wurde nur von Zeit zu Zeit benutzt. Normalerweise befindet sich in einem Meter Abstand von der Maschine, die kurz zuvor gründlich durchgeputzt worden war, in 1 1/2 Meter Höhe eine Schutztafel, die am Tage des Unfalls fehlte. Als die Vorarbeiterin an der in Gang befindlichen Maschine irgend eine Unregelmäßigkeit beheben wollte, wurde sie vom Zahnradgerichte erfaßt und so unglücklich hingerissen und verunmündet, daß der Tod unmittelbar eintrat. Wegen jahrelanger Lösung wurde der Abteilungsleiter R. vom Landgericht Düsseldorf zu einem Monat und der Ingenieur S. zu drei Monaten Gefängnis verurteilt.

Das Landgericht meint, daß die Angeklagten zunächst einmal für die Befolgung der Unfallverhütungsvorschriften des Papiergewerbes prinzipiell verantwortlich sind. Insbesondere für die Einhaltung des § 123 (alle im Verfabriksbereich liegenden und gefährdenden Triebwerke sind in einer Höhe von 1,80 Meter zweckmäßig abzuschließen) und des § 202 (alle Jahnräder usw. sind hinreichend zu verkleiden, sofern sie nicht durch ihre Lage an und für sich geschützt sind). Ami Sachverständigenurteilen lagen die Zahnräder im Triebwerke der Papiererzeugmaschine vollkommen frei. Selbst bei Vorhandensein der Schutztafel wurde keine hinreichende Sicherheit gewährleistet, da die nebenstehenden Arbeiterinnen wegen des geringen Abstandes sehr leicht durch einen Fehltritt in die Maschine fallen konnten. Der Umstand, daß die Gewerbeinspektion die Maschine 16 Jahre lang unbeanstandet ließ, kann nicht entlastend wirken. Die Angeklagten sind somit verantwortlich, R., weil er die Unfallverhütungsvorschriften, obwohl die Maschine nicht hinreichend geschützt war. Er hatte den Betriebsleiter davon in Kenntnis setzen und für die Befolgung der Vorschriften sorgen müssen, S., weil er die Maschine einer gründlichen Reparatur unterzogen und sie trotz ungenügender Schutzvorrichtungen als betriebsfertig bezeichnet hat.

Der 3. Strafsenat des Reichsgerichtes hat dieses Urteil unter Berufung der Revision der Angeklagten bestätigt. Begründend wurde im Anschluß an die Ausführungen des Reichsanwaltes gesagt, daß der Annahme der Fahrlässigkeit nichts entgegenstehe, obwohl die Maschine 16 Jahre lang von der Gewerbeinspektion bezüglich der nötigen Schutzvorrichtungen unbeanstandet gelassen worden ist (S D 1113.27. — 2. April 1928).

Die Banken der kleinen Leute

Die Pfandleihämter sind die Banken der kleinen Leute. Den Arbeitern, Angestellten und Beamten sowie auch den kleinen Gewerbetreibenden ist es vielfach unmöglich, bei einer Bank oder Sparkasse Kredit zu erhalten. Wenn sie einmal notgedrungen Geld brauchen, dann müssen sie zu den Pfandleihämtern gehen. Durch Verpfändung irgend eines Wertgegenstandes hilft sich der kleine Mann über schwierige Verhältnisse hinweg. Kamenntlich solche Arbeiter, die auf Saisonarbeiten angewiesen sind, suchen in der Zeit, wo sie arbeitslos sind, teilweise ihren Lebensunterhalt mit Hilfe der Pfandleihämter zu finanzieren. In der Völkischen Zeitung befand sich kürzlich ein Aufsatz, worin über den Kundenkreis der Pfandleihämter folgende Angaben gemacht wurden:

Handwerker und Gewerbebetriebe	Arbeiter	Professoren, Ärzte, Lehrer und andere freie Berufe
1913 10,2 0/100	9,7 0/100	1,4 0/100
1924 48	2	2,6
1924 34	10,8	2,9
1924 23	4,73	5,27

Die Gruppe Handwerker und Gewerbebetriebe hat seit der Vorkriegszeit einen Rückgang erfahren, dagegen sind die Arbeiter etwas zugenommen und die freien Berufe haben zugenommen. Von der Gruppe Handwerker und Gewerbebetriebe ist ein großer Teil der Arbeiterkategorie zuzurechnen. Welche Zinsen diesen pfandlos Minderbemittelten abgenommen werden, geht aus nachstehender Zusammenstellung hervor:

bei Darlehen bis zu 50 M	4 0/100 den Monat
„ von 50 bis 100 M	5 1/2
„ „ 100 „ 500 M	8 1/2
„ über 500 M	10

4 0/100 Zinsen den Monat stellt eine Bemerkung in schärfster Form dar. Selbst wenn alle den Pfandleihern zustehenden Gebühren für Schreibung, Aufbewahrung usw. darin enthalten sind, so ist ein solcher Satz dennoch viel zu hoch. Unteres Ertragsniveau dürfte hier eingegriffen werden. Dies um so mehr, weil die Pfänder in der Regel so niedrig bemessen werden, daß das Risiko für die Pfandleihern nicht allzu groß ist. Bezogen noch die Durchschnittszinsen der Darlehen 7 bis 10 M.

Druck und Verlag Verlagsanstalt des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes, Mannheim, 16

